

H. R. RÜEGG'S
SPRACH UND LEHRBÜCHER
FÜR DIE
SCHWEIZERISCHEN VOLKSSCHULEN



Lehr- und Lesebuch

für die mittleren Klassen
schweizerischer Volksschulen.

Herausgegeben

von

H. R. Rüegg.

Erster Teil.

Viertes Schuljahr.

In neuer Dudenscher Orthographie.



Zürich,
verlag. des Instituts Dressel & Hügli.

~~18192~~
B. P. in. L.

1000072799



145313

2321999

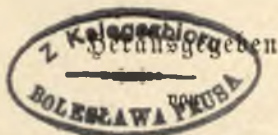
Lehr- und Lesebuch

für die mittleren Klassen

Schweizerischer Volksschulen.

In drei Teilen.

1914



S. A. Rüegg,

Professor in Bern.

Erster Teil.

Viertes Schuljahr.

In neuer Dudenscher Orthographie.



Zürich,

Verlag: Art. Institut Orell Füßli.



Buchdruckerei „Eiffingerhof“ in Brugg.



324095 / 1

803.0(075)

Vorbemerkungen.

1. Das „Lehr- und Lesebuch“ bildet die Fortsetzung unserer drei „Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen“ und ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet. Die drei Teile entsprechen dem 4., 5. und 6. Schuljahr und enthalten den gesamten Lehrstoff des Sprach- und Realunterrichts dieser Stufe. Es zerfällt daher jedes Bändchen in eine sprachliche und eine realistische Abteilung. Die Darstellungen der letztern sollen zwar in erster Linie dem realistischen Wissen dienen, nicht minder aber auch zu Lese-, Sprech- und Schreibübungen verwendet werden.

2. Wir beabsichtigten, eine erheblich größere Anzahl von „Lesestücken“ aufzunehmen, als wir schließlich bieten. Die Rücksicht auf den Umfang des Ganzen nötigte uns zu dieser Beschränkung. Immerhin sind mit Absicht weit mehr Stücke aufgenommen worden, als innerhalb eines Schuljahres behandelt werden können. Es geschah dies aus dem doppelten Grunde, daß einerseits der Schüler auch noch andern als in der Schule bereits verarbeiteten Lesestoff in der Hand haben sollte, und daß andererseits der Lehrer nicht durch die Armut des Lehrmittels gezwungen werde, alljährlich dieselben ethischen Bildungstoffe behandeln zu müssen.

3. Der Abschnitt zur „Sprachlehre“ enthält die praktische Ausführung der sachbezüglichen Gedanken in unserm Handbuch der Pädagogik, wo die weitere Begründung zu finden ist. Wir glauben hier um so eher darüber hinweggehen zu dürfen, als jene methodologischen Forderungen in weitesten Kreisen Zustimmung gefunden haben. So hat auch die internationale Konferenz von Abgeordneten der Stände Zürich, St. Gallen, Thurgau, Glarus und Schaffhausen bei Aufstellung ihres Programms für neue sprachliche Lehrmittel vom 24. September 1877 sich unseren Forderungen angeschlossen. Was wir in dieser Hinsicht hier bieten, stimmt im wesentlichen mit dem genannten Programm überein.

4. In der Erdkunde gehen wir selbstverständlich von der Heimat aus; aber wir beginnen im Buche nicht mit irgend einem realen Punkt, der ja nur für eine einzige Schule des ganzen Landes geeignet wäre, sondern führen eine ideale Gegend vor, deren Betrachtung und Darstellung allen Schulen mehrfache Vorteile gewährt: a) Der Gegenstand kann so gewählt werden, daß alle erforderlichen Vorbegriffe zur richtigen Auffassung kommen; b) die graphische Darstellung des Aufgefaßten führt

zur sicheren Kenntnis der Kartographie; c) die Fragen und Aufgaben nötigen in jeder Schule zur genauen Betrachtung und sichern Kenntnis der wirklichen Heimat. — Das zweite Heft wird die Schweiz besprechen, das dritte über das Vaterland hinausgehen

5. In den „Sagen und Geschichten aus alter und neuer Zeit“ bringen wir für jedes Schuljahr etwa 25 Darstellungen, die nach Inhalt und Form der jeweiligen Fassungskraft entsprechen sollen. Dabei beschränken wir uns aus verschiedenen Gründen nicht ausschließlich auf vaterländischen Stoff, sondern ziehen aus der allgemeinen Geschichte einzelnes herbei, das zum Verständnis unserer heimatlichen Vorgänge und Zustände unentbehrlich ist. Die Abgrenzung der drei Hefte geschieht auch nicht nach chronologischen Rücksichten; wir schreiten in konzentrischen Kreisen fort, damit der Schüler nicht erst am Ende der Alltagschulzeit einige Kenntnis von der neuesten Geschichte erhalte oder gar, falls er die oberste Klasse zu durchlaufen nicht in der Lage ist, ohne diese Kenntnis der Schule entlassen werde.

6. In der Naturkunde bringen wir nicht eine Reihe allgemeiner, elementarer Beschreibungen, deren Bildungswert auch dann gering ist, wenn sie gut geschrieben sind. Wir möchten Lehrer und Schüler zu genauester Beobachtung wertvoller Naturobjekte und zu präziser Darstellung des Erkannten veranlassen. Dabei wählen wir die Gegenstände so, daß mit der Kenntnis des einzelnen zugleich naturkundliche Begriffe gewonnen werden, welche für die weitere Bildung von wesentlicher Bedeutung sind. Was wir bieten, werde ja nicht als ein Kanon betrachtet, den durchzuarbeiten jeder Lehrer verpflichtet wäre! Vielmehr wähle der Lehrer aus nach eigener Einsicht und beschränke sich auf das, was unter den gegebenen Verhältnissen gründlich durchgeführt werden kann.

7. Das vorliegende „Lehr- und Lesebuch“ ist nicht die Arbeit eines Mannes. Die Verschiedenartigkeit des Stoffes nötigte zur Herbeiziehung verschiedener Kräfte. Der Programmwurf des Herausgebers wurde von einer Anzahl hervorragender Volksschulmänner beraten und festgestellt. Die Ausführung der drei realistischen Abschnitte besorgten J. H. Luz, Lehrer in Zürich, J. J. Schneebeli, Lehrer in Zürich, und Joh. Friedr. Schär, Lehrer in Basel.

Bern, im Februar 1885.

Der Herausgeber.

Sprachliche Abteilung.

Erster Abschnitt.

Lesestücke.

I. Gott grüße dich!

1. Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
gleich dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
paßt so zu aller Zeit.
2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
so recht vom Herzen geht,
gilt bei dem lieben Gott der Gruß
so viel wie ein Gebet.

Julius Sturm.

2. Wo wohnt der liebe Gott?

1. Wo wohnt der liebe Gott? Sieh dort den blauen Himmel
an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich
streckt so weit, daß ihn kein Mensch erfassen kann, und
sieh' der Sterne gold'nen Schein, gleich als viel tausend
Fensterlein: das ist des lieben Gottes Haus; da wohnt er
drin und schaut heraus und schaut mit Vateraugen nieder
auf dich und alle deine Brüder.
2. Wo wohnt der liebe Gott? Hinaus tritt in den dunkeln
Wald die Berge sieh zum Himmel geh'n, die Felsen, die
wie Säulen steh'n, der Bäume ragende Gestalt. Horch, wie
es in den Wipfeln rauscht, horch, wie's im stillen Tale
lauscht! Dir schlägt das Herz, du merkst es bald, der liebe
Gott wohnt in dem Wald. Dein Auge zwar kann ihn nicht
sehen, doch fühlst du seines Odems Wehen.

3. Wo wohnt der liebe Gott? Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin! Wie lieb und traut und doch wie bang! Wie singen sie mit frommer Lust, wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da; drum kommen sie von fern und nah, hier vor sein Angesicht zu treten, zu fleh'n, zu danken, anzubeten.
4. Wo wohnt der liebe Gott? Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. Wie ist das Menschenherz so klein! Und doch auch da zieht Gott herein. O, halt' das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein und kommt mit seinen Himmelsfreuden und wird nie wieder von dir scheiden!

Wilhelm Hey.

3. Die zwei Geschwister.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm', wir wollen in dem Hause etwas Gutes zu essen aussuchen und es uns recht wohl schmecken lassen!“

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es niemand sieht, so will ich mithalten.“

„Nun,“ sagte Jakob, „so komm' mit in das Milchkammerlein, dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahm verzehren.“

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.“

„So komm' mit mir in die Küche,“ sagte Jakob, „in dem Rüchekasten steht ein Topf voll Honig. In diesen wollen wir unser Brot eintunken.“

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin hereinschauen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.“

„So wollen wir drunten im Keller Äpfel essen,“ sagte Jakob, „dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß niemand sieht.“

Anna sprach: „O, mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchbringt und ins Dunkle sieht?“

Jakob erschrak und sagte: „Du hast recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses tun.“

Christoph Schmid.

4. Gottvertrauen.

Gott ist bei mir!

Er ist bei seinen Menschenkindern allen,
es kann kein Haar von ihrem Haupte fallen,
daß er's nicht weiß.

Mag es auch donnern oder blitzen,
er will vor Unglück mich beschützen!

Gott ist bei mir!

Karl Enslin.

5. Der Schmetterling.

Ein ehrwürdiger Pfarrer in silberweißen Haaren hielt an einem schönen Sommertage Kinderlehre und predigte den Kleinen von der Größe und Vaterliebe Gottes gar herzlich und schön. Während er aber also predigte, flog ein prächtiger Schmetterling in die Kirche und flatterte vor den Kindern herum. Da wollten ihn die Knaben hinausjagen, auf daß er niemand störe. Aber der freundliche Seelenhirte wehrete ihnen und sprach: „Lasset ihn, liebe Kinder, er prediget auch!“

Stern.

6. Wandersmann und Lerche.

W. Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu!

L. Will dem lieben Gott mit Singen

Dank für Leben und Nahrung bringen,
das ist von alters her mein Brauch,
Wanderer, deiner wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterm Gang,
war es so froh, so hell den Zwei'n
im lieben, klaren Sonnenschein.

Und Gott der Herr im Himmel droben
hört gar gern ihr Danken und Loben.

W. Hey.

7. Das Tischgebet.

An der Tafel im Gasthaus zum goldenen Stern
waren beisammen viel reiche Herrn.

Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
die Kellner brachten die dampfenden Suppen,
und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
mit süßem Wohlgeruch zu laden.

Da kam zur Türe still herein
ein Fremder mit seinem Töchterlein
und setzte sich unten am langen Tisch,
um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
klangen die Gläser und scherzten die Esser.

Da tönt auf einmal gar hell und fein
eine Stimme in den Lärm hinein,
wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,
wie wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
still wird es rings, und jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
der Kaufmann, der über die Zölle geschmäht,
die Reisenden, die von Abenteuern
gesprochen und von Ungeheuern,
die Stutzer, die von Pferd und Wagen
und Hunden und Moden so vieles sagen.

Und wie sie schauen nach dem Orte,
von woher dringen die lieblichsten Worte,
mit gefalteten Händen das Mädchen steht
und spricht sein gewohntes Tischgebet.

Und wie beseelt von höherem Geist
falten auch sie die Hände zumeist,
und horchen alle recht mit Fleiße
auf des betenden Kindes Weise.

Drauf setzt es sich wieder mit stiller Freude
und achtet nicht auf all die Leute.

Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
mußten sich oft noch daran erinnern,
und mancher hat wieder gebetet fortan,
was er schon lange nicht mehr getan.

Friedrich GULL.

8. Die Treue.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verleugnen und den Götzen opfern sollte. Der Bischof aber sprach: „Mein Herr und König, das tue ich nicht.“

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: „Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt steht und ich dich töten kann? Ein Wink, und es geschieht.“

„Das weiß ich,“ antwortete der Bischof; „aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichnis vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesezt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräter an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrte in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus und jagten ihn nackt und mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirfst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben und ihm die Schande mit Ehren vergelten?“

Da antwortete der König und sprach: „Nun wohl, aber was soll dieses und wo ist solches geschehen?“

Da sprach der fromme Bischof: „Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande, aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden. Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben?“

Da sprach der heidnische König: „Gehe, ich schenke dir dein Leben!“

Friedr. H. Krummacher.

9. Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse.“

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Tore verschlossen waren, niemand wollte sie ihm öffnen, hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut,“ und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus. Ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er dasselbe offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen, weggeführt und getödet. Er war verschont. „Sagte ich nicht,“ sprach er, „daß alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns des Abends etwas versagte.“

Herder.

10. Das betende Kind.

Therese, eine arme Witwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: „Meine lieben Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben. Ich habe kein Brot, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Ich habe immer so viel Arbeit mit euch, daß ich fast nichts verdienen kann. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe, denn er ist ja reich und mächtig und sagt ja selbst: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten.“

Der kleine Christian, welcher kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er niemand in der Kirche sah, betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter

hat kein Brot und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch etwas zu essen, damit wir nicht samt unserer lieben Mutter verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig und kannst uns leicht helfen. Du hast es uns ja versprochen. Gewiß, du wirst auch Wort halten.“ So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule.

Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brot, eine Schüssel voll Mehl und ein Körbchen voll Eier. „Nun, Gott sei Dank!“ rief er freudig, „Gott hat mein Gebet erhört. Mutter, hat ein Englein dieses alles zum Fenster hereingebracht?“ „Nein,“ sagte die Mutter, „aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhle. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deshalb hat sie uns dieses alles geschickt. Sie war der Engel, durch den uns Gott geholfen hat. Nun Kinder, so danket denn alle Gott, seid fröhlich und vergesset in euerem Leben nicht den schönen Spruch:

Vertrau' auf Gott und laß ihn walten,
er wird dich wunderbar erhalten

Chr. Schmid.

11. Glaubensstreue.

Es ging einmal ein junger Uhrenmacher von Zürich, namens Hans Rudolf Stadler, auf die Wanderschaft und kam in die Kaiserstadt Wien. Es war aber damals ein vornehmer Züricher, Rudolf Schmid, beim Kaiser von Osterreich angestellt und wurde von diesem als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Mit ihm reiste Stadler dorthin und verdiente in der großen Hauptstadt der Türkei viel Geld mit der Uhrenmacherei. Von Konstantinopel zog Stadler mit einem andern vornehmen Reisenden nach Asien hinein und kam in die Hauptstadt des Königs von Persien. Da verfertigte er eine sehr schöne Uhr, welche die Engländer um teures Geld kauften und dem König von Persien als Geschenk übergaben. Dieser hatte eine große Freude an derselben und trug sie darum an einer goldenen Kette. Nun geschah es aber, daß einmal etwas an der Uhr

verderbt wurde; und Stadler wurde zum König berufen, um sie wieder herzustellen.

Von dieser Zeit an lebte Stadler im Palaste des Königs und erhielt viele Geschenke von demselben. Die Perser aber glauben nicht an Jesus Christus, sondern an die Lehre des Muhammed; sie sind keine Christen, sondern Muhammedaner, und es verdroß sie sehr, daß der König so gnädig gegen einen Christen war. Bald drang auch ein böser Perser in die Wohnung Stadlers ein und wollte da plündern oder ihn gar ermorden. Stadler mehrte sich aber mutig und schoß den Perser mit einer Pistole nieder. Dieser Vorfall erregte großes Aufsehen, und viele Perser rotteten sich zusammen und verlangten, daß Stadler umgebracht werde, weil er ein Christ sei und einen Muhammedaner getötet habe. Das Volk wurde namentlich von des Königs Schatzmeister, der den Stadler beneidete und haßte, aufgeregt und angetrieben.

Man führte nun Stadler vor den König, und dieser sprach: „Du sollst entweder den christlichen Glauben abschwören und ein Muhammedaner werden, oder du mußt sterben.“ Stadler aber antwortete: „O großer König! ich will lieber sterben, als daß ich von dem Glauben an meinen lieben Heiland Jesus Christus abgehe.“ Darauf machte ihm der König große Versprechungen und rebete ihm freundlich zu, aber Stadler blieb seinem Glauben treu. Nun führten sie ihn hinaus auf den Marktplatz, und da mußte er niederknien, um den Todesstreich zu empfangen. Noch einmal ließ ihn der König mit allerlei Versprechungen auffordern, aber wiederum bekannte Stadler laut und mutig seinen christlichen Glauben. Da zogen die ergrimten Perser ihre Säbel, und unter ihren Streichen starb er eines blutigen Todes.

Dieses geschah vor mehr als zweihundert Jahren.

Thomas Scherr.

12. Gott und die Eltern.

Zwei Eltern hat ein Menschenkind, doch einen Gott, nicht mehr, und wenn gestorben beide sind, am Leben ist noch er.

Fr. Rückert.

13. Die Schwalben.

1. Mutter, Mutter! uns're Schwalben —
sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen
und die Alten füttern sie.
2. Als die lieben, kleinen Schwalben wundervoll ihr Nest gebaut,
hab' ich stundenlang am Fenster heimlich ihnen zugeseht.
3. Und nachdem sie ingerichtet und bewohnt das kleine Haus,
schauten sie mit klugen Augen gar verständig nach mir aus.
4. Ja, es schien, sie hätten gerne manches zwitschernd mir erzählt,
und es habe sie betrübet, was zur Rede noch gefehlt.
5. Eins ums and're, wie ein Kleinod, hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh doch, wie die kleinen Köpfchen streckt hervor die junge
Brut!
6. Und die Alten, eins ums and're, bringen ihnen Nahrung dar,
o, wie köstlich ist zu schauen so ein liebes Schwalbenpaar!
7. Mutter, weißt du noch, wie neulich krank im Bett ich lag
und litt?

Pflegtest mich so süß, und abends brachte Vater mir was mit.

A. Chamisso.

14. Die goldene Dose.

Ein Oberst zeigte den Offizieren, die bei ihm speisten, bei Tische eine neue, sehr schöne goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Tabak nehmen, suchte in allen Taschen und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken eingesteckt habe.“

Alle standen sogleich auf und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sei genug!“ Die Offiziere gingen kopfschüttelnd auseinander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberst rufen und sprach:
„Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche

324095

LOBLIN

FR. A. BRUNNEN

eine Nacht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Tasche nicht zeigen wollten, was doch alle übrigen Herren Offiziere getan haben!"

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Eltern sind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Gold und esse mittags nichts Warmes. Als ich zu Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich schämen müssen, wenn beim Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brot und eine Wurst herausgefallen wären.“

Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Eltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bei mir speisen.“ Er lud alle Offiziere zu einem festlichen Gastmahl ein, bezeugte vor ihnen allen die Unschuld des Fähnrichs und überreichte ihm zum Beweise seiner Hochachtung die goldene Dose als ein Geschenk.

Wer seine Eltern liebt und ehrt,
ist Gott und Menschen lieb und wert.

Chr. Schmid.

15. Die Glieder.

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und wollten es nicht mehr tun. Die Füße sagten: „Warum sollen wir allein euch alle tragen und fortschleppen? Schaff't euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt!“ — Die Hände sagten: „Warum sollen wir allein für euch arbeiten? Schaff't euch selbst Hände, wenn ihr welche gebraucht!“ — Der Mund brummte: „Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speise kauen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nötig hat!“ — Die Augen fanden es ebenfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? — Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr

arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie töricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht wieder so geschehen sollte. Es diente wieder ein Glied dem andern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie sie vorher gewesen waren.

Campe.

15. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenrot aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl. Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ Also seufzte die Mutter, denn es war eine Leurung in dem Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben und haben rote Wangen allzumal! Und es fließt auch von neuem das Morgenrot über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben blühende Röslein; — Mutter, das zeigt uns ja, daß er, der das Morgenrot schafft und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.“

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Türe vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jedliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viele waren, und sie weinte.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinst du? Haben sie doch alle sieben die runden und munteren Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir bitten und verstehen? Siehe, seine Sonne kommt! Wohl, laß uns auch unsern Tageslauf wie sie mit fröhlichem Antlitz beginnen!“

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit,
daß sie genug hatten samt den Kindern. Denn der Glaube
erhebet das Herz, und die Liebe gewähret Stärke.

F. A. Krummacker.

17. Das Lamm.

Zum Lamm spricht seine Mutter bang:
„Kind, geh' nicht an den Felsenhang!“
Das Lamm denkt aber still für sich:
„Wie ist die Mutter wunderbar!
Die schönsten Blumen steh'n ja dort,
die hol' ich mir nun eben fort.“ —
Doch wie es drauf die Blumen pflückt
und in den tiefen Abgrund blickt,
erschrickt es, gleitet von dem Rand
und stürzt hinab die Felsenwand.
Da liegt es nun im tiefen Grund,
im Herzen weh, an Gliedern wund,
in Disteln und in Dorngehägen
und kann nicht rühren sich noch regen.
Die Sonne sank, es kam die Nacht,
kein Auge hat es zugemacht.
Stets dacht' es an sein Mütterlein,
wie es so traurig werde sein,
auch an die Brüder allzumal
und an den schönen, warmen Stall
und sprach: „'s ist alles meine Schuld,
drum muß ich's tragen in Geduld.“
So litt es Hunger, Frost und Sorgen,
bis daß erschien der lichte Morgen.
Da ist der gute Hirt gekommen
und hat sein Rufen bald vernommen.
Von Dornen und von Herzeleid
hat er das arme Lamm befreit
und hat's der Mutter heimgebracht,
der so viel Kummer es gemacht.

Robert Reinick.

18. Das Beil.

Einem Knaben hatte der Vater ein kleines Beil geschenkt, daran hatte er große Freude und hieb damit, wie es eben traf, und es traf manchmal hin, wo es nicht gut war. Als der Kleine mit dem Beile auch in den Garten kam, dachte er: „Nun will ich ein tüchtiger Holzhauer sein“ und fing an und hieb seines Vaters schönstes Kirschbäumchen um.

Den andern Tag kam der Vater in den Garten, und als er das schöne Bäumchen welf am Boden liegen sah, wurde er betrübt und zornig. „Wer mir das getan hat,“ rief er, „der soll mir's schwer büßen!“ Aber wer es getan hatte, das wußte kein Mensch — außer einem; der stand gerade hinter der Hecke, hörte, wie der Vater so zürnte, und wurde feuerrot. „Es ist schlimm,“ dachte er, „aber wenn ich's verschweige, so wär's eine Lüge, und lügen mag ich nicht.“ So trat er denn schnell in den Garten zum Vater und sagte: „Vater, ich habe das Bäumchen umgehauen. Es war dumm von mir!“ — Da sah der Vater den Knaben an, und er machte wohl noch ein ernstes Gesicht, aber er zürnte nicht mehr.

Der kleine Knabe lebte in Amerika und wurde nachher ein braver Mensch und dazu ein gewaltiger General, hat auch in seinem Leben nicht gelogen. Er hieß Georg Washington.

Schlei.

19. Das Rechenexempel.

Der edle Kaiser Josef traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann beim Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Da erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Kaiser, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und wunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiderte ihm: „Es würde mir übel bekommen, wenn ich

täglich so viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen, mit dem andern Drittel zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittel lege ich zu Kapitalien an.“

Das war dem guten Kaiser ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann sprach: „Ich habe noch zwei alte Eltern, die nicht mehr arbeiten können, diesen bin ich noch viel schuldig für die Liebe, die Mühe, die Geduld und die Sorgen, die sie meinethalben getragen haben, als ich noch jung war und noch nicht für mich sorgen konnte. Und da trage ich mit dem zweiten Drittel das Kapital ab, das sie mir an Liebe und Fürsorge vorgeschossen haben. Dann hat mir Gott auch Kinder gegeben, auf die verwende ich den letzten Drittel und lege noch ein Sümmchen von Vaterliebe und Vatersorge dazu, und so wird's ein Kapitälchen, das sie mir einmal wieder abtragen sollen, wenn sie heranwachsen; denn von ihnen hoffe ich, daß sie mich in meinem Alter auch nicht verlassen, mich pflegen, versorgen und mir Freude machen werden.“ „Das ist brav gedacht,“ sagte der Kaiser, „und wohlgetan, und Gott gebe euch gute Kinder!“ Und er schickte dem wackern Tagelöhner am folgenden Tage zwei Röllchen, darauf stand: „Kapitalzuschuß.“ Was mag wohl darin gewesen sein?

J. P. Hebel.

20. Der Großvater und sein Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, seine Knie zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er die Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch wieder etwas aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davon, und deswegen mußte sich der alte Großvater hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm für ein paar Pfennige ein

hölzernes Schüsselchen, aus welchem er essen mußte. Wie sie nun eines Tages da sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ei,“ antwortete das Kind, „ich mache ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ — Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten sofort den Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er etwas verschüttete.

Grimm.

21. Der Milchtopf.

Gehörig aufgeschürzt, mit starken Schritten, den Milchtopf auf dem Kopf, ging Marthe nach der Stadt, um ihre Ware feilzubieten. Weil doch nun beim Verkauf ein jedes Sorgen

hat, so überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönnte, sie wohl damit verdienen könnte.

„Sechs Baken“, dachte sie, „gibt mir wohl jedermann, denn in der Stadt ist alles teuer. Die streich' ich also ein und lege sie mir an und kaufe mir, so weit sie reichen, Eier, die bring' ich wieder in die Stadt. Das Glück hat oft sein Spiel. Für das, was ich gewann, kauf' ich mir lauter Hühner ein. Dann legt mir eine jede Henne, ich



zieh' auch dreimal Brut. Wie wird sich Marthe freu'n, wenn so viel Hühner um sie flattern! Die soll gewiß kein Fuchs ergattern! Sind sie dann groß genug, so kauf ich mir ein Schwein. Die Kleie hab' ich schon dazu. Das Schwein verkauf' ich auch und kauf' mir eine Kuh, die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Mut und Feuer. Hopp, wie es springt! — Hopp, Anne Marthe, hopp!“ — Hier springt sie. — Gute Nacht, Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eier! Da liegt der Topf!

Grimm.

22. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen die Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den rötlichen Backen und dem zarten Flaume. Darauf verteilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und einen erhielt die Mutter.

Am Abend aber, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, sagte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?“ — „Herrlich, lieber Vater,“ sagte der älteste; „es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt und will mir daraus einen Baum ziehen.“ „Brav,“ sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft sorgen, wie es dem Landmanne geziemt.“

„Ich habe den meinigen sogleich aufgegessen,“ rief der jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir noch die Hälfte von dem ibrigen gegeben. O, das schmeckte süß und zerschmilzt einem im Munde!“ — „Nun,“ sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist noch Raum genug im Leben.“

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meinen Pfirsich habe ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann.“ — Der Vater schüttelte den Kopf und sagte. „Klug ist das wohl, aber kindlich und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!“

„Und du, Edmund?“ fragte der Vater. Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meinen Pfirsich dem Knaben unseres Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte ihn nicht annehmen. Da hab' ich ihm ihn auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen.“

„Nun,“ sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seinem Pflirsich gemacht?“ Da riefen die andern Drei: „Das hat Bruder Edmund getan!“ Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Träne im Auge und freute sich seines wohlwollenden Herzens.

F. A. Krummacher.

23. Das Tränenkrüglein.

Es waren einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine schwere Krankheit, die wütete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte wieder drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde.

Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, tränenmüde und schmerzenseummatt bis zur Ohnmacht; da ging leise die Türe auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. Das war ein seliges Engelein geworden und lächelte süß wie Unschuld und schön wie Verklärung. Es trug aber in seinem Händchen ein Krüglein, das war schier über-voll. Und das Kind sprach: „O liebes Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in diesem Krüglein sind deine Tränen, die du um mich vergossen hast. Der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Träne um mich weinst, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o liebes Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind, denn dein Kind ist wohl aufgehoben, ist glücklich, und Engel sind seine Gespielen.“

Damit verschwand das tote Kind, und die Mutter weinte hinfort keine Träne mehr, um des Kindes Grabesruhe und

Himmelsfrieden nicht zu stören. Um des Kindes Seligkeit willen weinte sie keine Träne mehr und bezwang ihren ungeheuren Schmerz.

Bernstein.

24. Der Samstag.

Die fromme Mutter Gertrud betete alle Abende mit den Kindern, bevor sie dieselben zu Bette brachte. Dann erforschte sie auch mit jedem Kinde das Gewissen über die Fehler, die es während der Woche begangen, und mahnte es mit einem schönen Zuspruch zur Besserung. Sie fing beim kleinsten an und fuhr fort bis zum größten. Einst an einem Samstag sprach sie also:

Mutter. Sehet Kinder, wie gütig der liebe Gott auch diese Woche wieder gegen uns war! Habt ihr diese Güte aber auch verdient? Wie ist es mit dem Rechtun gegangen? Sag', Gritli, hast du nicht auch diese Woche wieder oft deinen Kopf gesetzt und bei Tische gezwängert?

Gritli. Ich will es ja nie tun, aber es kommt mir allemal, ohne daß ich's merke, wenn du mir so lange nicht herauschöpfst.

Mutter. Ja sieh, mein Kind, du mußt dich wehren, mußt deine Gelüste bezwingen und Geduld haben, bis die Reibe an dich kommt. Dent', daß du noch andere Geschwister hast, die uns auch lieb sind. Bald bist du, bald ist ein anderes das erste, je nachdem ihr es verdient. — Nun, Anneli, wie hast du diese Woche getan? Hast du dich immer brav aufgeführt?

Anneli. Ach nein, liebe Mutter! Du weißt es wohl, — wegen dem Brüderchen.

Mutter. Ja, ja, ich zittere noch jetzt vor Angst, wenn ich daran denke, wie das Kind in seiner Wiege hätte ersticken können, als du es so allein gelassen hast. Wie würdest du selbst gejammert haben, wenn du schuld gewesen wärest an dem Tode deines Brüderchens, das wäre ja schrecklich.

Anneli. Glaube mir's, Mutter, ich will gewiß nie mehr von ihm weggehen, wenn du fort bist.

Mutter. Und du, Niklaus, wie ist es dir in dieser Woche ergangen?

Niklaus. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Gritli umgestoßen hast?

Niklaus. Ich hab's nicht mit Fleiß getan, Mutter.

Mutter. So, wenn du es gar noch mit Fleiß getan hättest! Schämst du dich nicht, das zu sagen?

Niklaus. Es ist mir leid; ich will's nicht mehr tun, Mutter.

Mutter. Sieh, wenn du so unachtsam und tölpelhaft bleibst, so wirst du einst in viel verdrießliche Streit und Händel geraten und wirst die bräusten Menschen von dir stoßen. Wer wird dann dein Freund und Gespane sein? Der Stelzenfritz und der Steckenbaschi! Drum nimm dich ja beizeiten im Umgang mit andern Menschen in acht und halte dich ordentlich!

Niklaus. Liebe Mutter, ich glaube dir und will gewiß von heut' an besser auf mich achtgeben.

Mutter. Und du, Liese? Wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Liese. Ich weiß einmal nichts anderes diese Woche, Mutter.

Mutter. Gewiß nicht?

Liese. Nein, Mutter, so viel ich mich einmal bejinnen kann, weiß ich nichts. Ich wollte es gerne sagen, Mutter, aber ich weiß nichts.

Mutter. Aber ich weiß etwas. Ich weiß, daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit so viel Worten antwortest, als ein anderes, wenn es recht viel zu sagen hat.

Liese. Was habe ich denn jetzt gesagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts — und hast doch viel geantwortet. Wenn du schon wieder vergessen hast, worin du auch diese Woche so viel gesündigt, so will ich dich daran erinnern. Was hattest du am Dienstag des Untervogts Breni zu berichten? Warum konntest du am Mittwoch mittags bei der Rathilde nicht fertig werden? Warum wird dir beim Brunnen der Kessel so lange nicht voll? Wer hat dich gestern heißen antworten, als der Amtmann den Vater etwas fragte?

Liese. Es ist mir leid, Mutter.

Mutter. Sieh, wir haben dir schon dutzendmal verboten, so viel zu reden, und es half bis jetzt so wenig. Ich ermahne dich heute wieder, nicht alles so im Dorfe hin und her zu berichten, unsere eigenen Tisch- und Familiengespräche nicht an die große Glocke zu hängen. Was einen nicht brennt, das soll man nicht blasen. Wie leicht hätte gestern deine vorlaute, unbesonnene Rede dem Vater Schaden oder doch Unangenehmes bereiten können!

Liese. Es würde mir sehr leid sein, aber, liebe Mutter, bisher hat mir ja niemand gesagt, wozu ich schweigen und was ich weiter sagen dürfe.

Mutter. Ei, ei, das muß jetzt doch der Vater wissen, wenn er heimkommt. Du meinst also, wir sollten zu jedem Worte, das wir in deiner Gegenwart reden, immer beifügen: „Das darf jetzt die Liese sagen beim Brunnen und über alle Gartenhäge — aber das nicht — aber das wieder.“ So weißt du dann immer, wovon du plappern darfst.

Liese. Verzeih' mir doch, Mutter, ich hab' es ja nicht so gemeint!

Mutter. Man hat es dir schon für ein- und allemal gesagt, daß du nichts und in nichts plaudern sollst, was dich nicht angeht, aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht anders, als mit dem strengsten Ernst abzugewöhnen. Merke dir's: „Das erste Mal, daß ich dich wieder ob solchem Geschwäk ertappe, werde ich dich mit der Rute züchtigen!“ Wie viel Lug, Haß, Streit, Verleumdung und Unglück entstehen nicht aus unvorsichtigem Geschwäk! Dir hoff' ich diesen Fehler noch auszutreiben.

Darauf beteten die Kinder das schöne Samstagsgebet, welches die Mutter sie gelehrt hatte. Liese aber schluchzte während des Gebetes, denn sie bereute ihren Fehler. Das freute die Mutter im Herzen, aber sie verschwieg es, segnete die Kinder und empfahl sie und ihre guten Vorsätze dem lieben Gott.

25. Zur Schule.

Ist es morgens gegen acht, spring' ich auf vom Stuhle;
 alles wird zurecht gemacht, was ich brauch' in meiner Schule.
 Von dem Nagel kommt die Kappe, umgehängt wird schnell
 die Mappe,

eingepackt nun Buch und Schrift, Tafel, Federrohr und Stift.
 Nichts vergeß' ich aber auch von dem, was ich sonst noch brauch'.
 Nummer eins: zwei frische Augen, die zum Schau'n und
Merken taugen.

Nummer zwei: zwei feine Ohren, daß mir nichts kann geh'n
 verloren.

Nummer drei: ein lauter Mund, der da spricht aus Herzensgrund,
 aber auch nichts eher sagt, bis der Lehrer hat gefragt;
 und was noch das beste heißt: munt' res Herz und munt' ren
Geist.

Nun, wohlan, ich will schon heut' lernen, daß es eine Freud',
 daß es eine Lust soll sein, bis der Abend bricht herein,
 daß ich auch, wenn ich bin brav, spielen kann und ruhig schlaf'.

Fr. Gull.

26. Die Versuchung.

1. Gar emsig bei den Büchern ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
 da lacht herein durchs Fenster der lust'ge, blanke Sonnenschein
 und spricht: „Lieb' Kind, du sitztest hier? Komm' doch
 heraus und spiel' mit mir!“

Den Knaben stört es nicht, zum Sonnenschein er spricht:

„Erst laß mich fertig sein!“

2. Der Knabe schreibt weiter, da kommt ein lustig Vögelein,
 das picket an die Scheiben und schaut so schlau zu ihm herein.
 Es ruft: „Komm' mit, der Wald ist grün, der Himmel blau,
 die Blumen blüh'n!“

Den Knaben stört es nicht, zum Vogel kurz er spricht:

„Erst laß mich fertig sein!“

3. Der Knabe schreibt und schreibet, da guckt der Apfelbaum
 herein

und rauscht mit seinen Blättern und spricht: „Wer wird so
 fleißig sein?“

Schau' meine Äpfel! Diese Nacht hab' ich für dich sie reif
gemacht!"

Den Knaben stört es nicht, zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

4. Da endlich ist er fertig. Schnell packt er seine Bücher ein und läuft hinaus zum Garten. Juchhe! Wie lacht der Sonnenschein!

Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu, der Vogel singt und
nickt ihm zu.

Der Knabe springt vor Lust und jauchzt aus voller Brust.
Jetzt kann er lustig sein!

R. Reinick.

27. Das junge Roß.

1. Ein junges, mut'ges Roß, dem Arbeit nicht so wohl gefiel, als Freiheit, Müßiggang und Spiel, riß sich von seinem Joche los und floh davon auf grüne Weiden. O welche Freuden!
2. Der Lenz und Sommer strich in frohem Müßiggang dahin, ihm kam die Zukunft nicht in Sinn, es lebte jetzt und freute sich. Allein der Winter nahm die Freuden den grünen Weiden.
3. Die Wiesen wurden leer. In Lüften stürmt ein rauher Nord. Das Pferdchen floh von Ort zu Ort und fand kein Dach, kein Futter mehr. Jetzt warf es ängstlich seine Blicke auf sich zurücke.
4. „Ich Tor,“ rief es, „ach, ach! hätt' ich die kurze schöne Zeit das bißchen Arbeit nicht gescheut: jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach. Wie schrecklich, für so kurze Freuden so lang zu leiden!“

Weiß.

28. Die Tolkirsche.

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mägdelein, auf den Hügeln, und die Kinder ergötzten sich, Erdbeeren zu pflücken, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen. Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug und sie beschaute, um sie zu essen. Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde und zertrat sie vor

ihren Augen. Darauf riß er auch die Pflanzen aus der Erde und zertrat sie samt den Kirschen, die daran saßen. Da murrten die beiden Kinder und sahen den Vater an mit Unmut. Der Vater aber schwieg und ging weiter. Endlich fragten die Kinder und sprachen: „Wie vermochtest du, lieber Vater, also die schöne Frucht und uns die Freude zu verderben? Warum tatest du das?“ — „Kinder,“ antwortete der Vater, „hättet ihr diese Frucht gegessen, so wäre es euer Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödliche Giftpflanze.“ Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, dankten dem Vater und sprachen: „Lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser törichtes Murren.“ Der Vater aber antwortete: „Eben euer Unmut und Murren hat mich daran gehindert, denn ihr hättet's doch nicht glauben wollen. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeeren zu pflücken? — Jetzt wisset ihr, welche Freuden ich euch verbiete.“

F. A. Krummacher.

29. Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde,
 es war ein Pudel und sein Sohn.
 Der junge, namens Pantalon,
 vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
 Er konnte tanzen, Wache steh'n,
 den Schubkarr'n zieh'n, ins Wasser geh'n,
 und alles dieses aus dem Grunde.
 Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
 war Lehrer unsers Hund's gewesen,
 und dieser lernte so geschwind,
 als mancher Knabe kaum das Lesen.
 Einst fiel dem kleinen Junker ein,
 es müßte noch viel leichter sein,
 den alten Hund gelehrt zu machen. —
 Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
 doch seine Herrschaft zog ihn nie
 zu solchen hochgelehrten Sachen,
 er konnte bloß das Haus bewachen.

Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
und stellt ihn aufrecht an die Wand,
allein der Hund fällt immer wieder
auf seine Vorderfüße nieder.

Man ruft den Professor Fritz,
auch er erschöpft seinen Witz
umsonst; es will ihm nicht gelingen,
den alten Schüler zu bezwingen.

„Vielleicht,“ sprach Fritz, „hilft hier der Stock.“
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren,
doch der bleibt steifer als ein Bock,
und endlich fängt er an zu murren.

„Was wollt ihr?“ sprach der arme Tropf,
„ihr werdet meinen grauen Kopf
doch nimmermehr zum Doktor schlagen.
Geh't, werdet durch mein Beispiel klug,
ihr Kinder! Lernet jetzt genug,
ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!“

Pfeffel.

30. Gaul und Peitsche.

1. Es steht im Stall der Herberg' faul der abgezäumte Fuhrmannsgaul, die Peitsche hängt am Nagel dort, die schnarcht er an mit barschen Wort: „Wie schrecklich hast du mich geschlagen, als ich gespannt war an den Wagen! Mein Hals und Rücken haben Striemen, so lang und breit wie Sattelriemen. Ich will's nur sagen kurz und deutsch: Du bist die allergrößte Peitsch'!“
2. Die Peitsche spricht: „Bist jung und stark, hast feste Knochen, gesundes Mark; da mußt du wie ein Füllen laufen und darfst nicht wie ein Klepper schnaufen. Und merkst du das, bekommst du Tag für Tag von mir nicht einen einz'gen Schlag.“
3. Drauf hat der Gaul es über Nacht wohl überlegt und überdacht und zog am andern Morgen den Wagen so schnell, daß man es nicht kann sagen. Da ging es über Tal und Hügel, als wären ihm gewachsen Flügel. Die Peitsche ließ ihn jetzt in Ruh' und knallte nur den Takt dazu.

Fr. Gull.

31. Ochs und Esel.

Ochs und Esel zankten sich beim Spaziergang um die Wette, wer am meisten Weisheit hätte. Keiner siegte, keiner wich. Endlich kam man überein, daß der Löwe, wenn er wollte, diesen Streit entscheiden sollte. Und was konnte klüger sein? — Beide stehen tief gebückt vor des Tierbeherrschers Throne, der mit einem edlen Hohne auf das Paar herniederblickt. Endlich sprach die Majestät zu dem Esel und dem Farren: „Ihr seid alle beide Narren.“ Jeder gafft ihn an und — geht.

Wiesel.

31. Die beiden Pflugscharen.

Von gleicher Art des Eisens wurden in einer Werkstätte zwei Pflugscharen gefertigt. Eine davon kam in die Hand eines Landmannes, die andere ward in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich derselben, zog sie aus ihrer Ruhe hervor, und sieh, sie war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte sie, als sie ihre Gefährtin wieder sah und sich selbst mit ihr verglich! Sie fand diese hell und glatt, ja fast glänzender, als dieselbe anfangs gewesen war. „Ist das möglich!“ rief die Verrostete aus, „einst waren wir einander gleich; was hat dich herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?“ — „Eben diese Ruhe,“ erwiderte jene, „war dir verderblich. Mich hat Übung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, in der ich dich jetzt übertrefte.“

H. G. Meißner.

33. Der Hund und der Wolf.

Ein Schäfer war einst bei seiner Herde eingeschlafen. Dies bemerkte ein Wolf und gab sich alle Mühe, aus diesem günstigen Augenblicke Vorteil zu ziehen und den wachenden Hund auf die Seite zu locken.

„Du lässest dir's sauer werden, guter Phylax,“ sprach der Wolf, „wahrhaftig, ich bewundere deine Geduld, deine unverbrüchliche Treue. Du bist unaufhörlich für das Wohl deiner Herde besorgt. Wirfst du denn des beständigen Wachens nicht müde?“

„Müde, sagst du? Seiner Pflicht darf man nicht müde werden!“

„Das ist wahr,“ sagte der Heuchler, „aber wer wird auch ein beständiger Sklave seiner Pflicht sein? Siehe, das Beispiel deines eigenen Herrn, der sich der sanften Ruhe überläßt, sollte dich lehren, nicht zu gewissenhaft zu sein und mehr an dich selbst zu denken?“

„Eben weil ich das Zutrauen meines Herrn besitze,“ erwiderte der treue Phylar, „darf ich meine Pflicht um so weniger vernachlässigen.“ Nach diesen Worten fing er so laut an zu bellen, daß der Schäfer erwachte und vereint mit ihm die böshafsten Absichten seines alten Feindes vereitelte.

Es ist leicht, Versuchungen zu widerstehen, wenn man von Treue und Rechtschaffenheit beseelt ist.

Leffing.

34. Die Nuß.

Zwei Knaben fanden eine Nuß. Da rief der eine: „Sie gehört mir, denn ich habe sie zuerst gesehen.“ „Nein, sie gehört mir,“ schrie der andere, „denn ich habe sie zuerst aufgehoben.“



Und beide gerieten in einen heftigen Streit. Da kam ein größerer Knabe dazu, der sehr schlau war. Er stellte sich in die Mitte der beiden Zänker, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah, und die andere Schale gehört dem, der die Nuß zuerst auf-

hob, den Kern aber behalt' ich für den Urteilspruch.“ Da sahen ihn die beiden andern verwundert an. Er aber sprach: „Se nun, Prozesse enden nicht anders,“ ging mit dem Kerne davon und ließ die beiden mit den leeren Schalen stehen.

35. Der kluge Star.

Ein durstiger Star wollte aus einer Wasserflasche trinken und konnte das Wasser in derselben mit seinem kurzen Schnabel nicht erreichen. Er haßte ins dicke Glas und vermochte nicht, es zu zerbrechen. Er stemmte sich gegen die Flasche, um sie umzuwerfen, aber dazu war er zu schwach. Jetzt kam er durch seine Klugheit und sein Nachdenken auf den glücklichen Einfall, daß er Steinchen zusammenlas und sie in die Flasche warf. Dadurch stieg das Wasser endlich so hoch, daß er es erreichen und seinen Durst löschen konnte.

36. Wie soll es sein?

Ein Kinderherz soll sein, wie eine Lilie so rein, wie der Tau so klar, wie der Spiegel so wahr, wie der Quell so frisch, froh wie die Vöglein im Gebüsch.

H. Klotke.

37. Die Nachtigallen.

Zwischen dichtbelaubten Zweigen
sang mit süßem Schall,
keinem Klange zu vergleichen,
eine junge Nachtigall.
Horch, da tönte zart und leise
aus dem nahen Wald
einer ältern sanfte Weise,
und die junge schwieg alsbald.

„Warum schweigst du?“ fragte jene,
und die junge sprach:
„Schöner klingen deine Töne,
noch ist meine Kraft zu schwach,
darum horch' ich deinen Lehren,
spreche selber nicht!“ —
Möchten alle Kinder hören,
was das weise Alter spricht!

Reiser.

38. Dankbarkeit.

Es war einmal ein armer Knabe im Wallis. Er hieß Matthäus Schinner und zeigte schon in früher Jugend viel Verstand und eine große Begierde, recht viel zu lernen. Über seine Eltern waren sehr arm. Darum konnten sie ihn nicht nach Bern in die Schule schicken. Nun lebte in Bern eine alte Frau in einem niedern Hause, und diese sprach zu des Matthäus Eltern: „Ich bin zwar auch nicht reich, aber ich habe doch so viel, daß ich den kleinen Matthäus ernähren und kleiden kann. Lasset ihn zu mir ziehen, daß er die Schule besuchen mag!“

Die Eltern gaben es zu, Matthäus zog zu ihr, besuchte unter Tags die Schule und sang am Morgen und Abend vor den Häusern der Reichen, welche ihm dann eine Gabe reichten. So wuchs Matthäus heran und wurde ein sehr geschickter Jüngling, der viel in den Schulen erlernt hatte. Um aber noch mehr zu erlernen, mußte er nach Italien an höhere Schulen gehen. Er nahm weinend Abschied von der guten Frau, dankte ihr für alle Wohlthaten und versprach ihr, dieselben zu vergelten, wenn er es einmal im Stande sein werde.

Viele Jahre vergingen, Matthäus Schinner war unterdessen ein Geistlicher geworden und zu hohen Ehren und Würden gelangt. Da geschah es, daß der Papst einen Gesandten nach Bern schickte; und derselbe kam, gekleidet in Purpur und Gold, mit stattlichem Gefolge. Dieser vornehme Gesandte aber war eben jener Matthäus Schinner, der einst als armer Schüler in Bern gelebt hatte. Wie er nun in Bern angekommen war, fragte er alsbald, ob seine gute Pflegemutter noch lebe. Als man dies bejahte, schickte er einen Diener in ihr Haus, daß er dasselbe mit kostbarem Gerät ausschmücke. Dann begab er sich mit einigen Ratsherren dahin, grüßte die Frau mit Achtung und Ehrenbezeugung und gab sich ihr zu erkennen. Sie wußte sich vor Erstaunen und Freude kaum zu fassen und getraute sich nicht recht, mit dem vornehmen Herrn zu reden. Er aber ließ eine Mahlzeit herrichten, nahm die alte Frau an seine Seite und nannte sie vor all den Herren seine gute Mutter. Als dann die Mahlzeit geendigt war, schenkte er der Frau all die kostbaren Geräte und Geschirre und überdies noch 200 Goldstücke. So wurde die Wohlthätigkeit der armen Frau reichlich belohnt. Den Cardinal Schinner aber lobten die Leute, weil er seine alte Wohlthäterin nicht vergessen hatte. Th. Scherr.

39. Hilfe in der Not.

Basel, heute eine große und reiche Stadt am Rheinströme, wurde im Jahr 1356 von einem furchtbaren Unglück heimgesucht. In denselben Zeiten nämlich verspürte man einige Male, daß die Erde erbebt und die Häuser erschüttert wurden.

Am 18. Weinmonat aber kam gar ein großes Erdbeben. Es gab so gewaltige Stöße, daß Türme und Kirchen, Schlösser und Häuser, Mauern und Tore mit fürchterlichem Krachen und Getöse einstürzten. Wer fliehen konnte, floh hinaus ins freie Feld, aber über 300 Menschen wurden von den herabstürzenden Steinen und Balken erschlagen und zugedeckt. Zudem brach noch Feuer aus, und viele Tage stiegen Rauch und Flammen aus den Trümmern der eingestürzten Gebäude.

Die Einwohner von Basel hatten Haus und Habe verloren und mußten auf freiem Felde ihre Hütten aufschlagen. Doch vertrauten sie auf Gott und suchten Hilfe und Unterstützung bei ihren Nachbarn und Freunden. Überall fanden sie Teilnahme, und selbst der Herzog Friedrich von Österreich, mit dem sie eben noch Krieg gehabt hatten, erzeigte ihnen Mitleid und Freundschaft und schickte 400 Männer, welche den Schutt aufräumen halfen. Indem die Basler Gott gelobten, auch fortan fromm und tugendhaft zu leben, gingen sie mit Mut und großem Fleiße an das Werk, räumten den Schutt weg und fingen an, ihre Häuser und Kirchen wieder aufzubauen. Gott segnete ihr Bemühen, und so gelang es ihnen, ihre Stadt wieder herzustellen, schöner und größer, als sie gewesen war, und also steht sie noch bis auf den heutigen Tag.

Th. Scherr.

40. Kein Mensch zu Haus.

„Geh', es ist kein Mensch zu Haus!“ rief der Geizige heraus, als den Gast er hörte pochen. Hat er Wahrheit nicht gesprochen?

Wo man läßt den Gast nicht ein,
muß kein Mensch im Hause sein!

F. Rückert.

41. Die Wiedervergeltung des Guten.

In Amerika wurde ein Neger als Sklave an einen Pflanzer verkauft. Der Herr war jedoch ein guter und frommer Mann; er ließ den Sklaven nicht grausam behandeln. Dieser arbeitete fleißig und war stets gehorsam und treu

Nach einiger Zeit ließ der Pflanzer den Sklaven frei, und derselbe zog in ein entferntes Städtchen, wo er eine Krämerei einrichtete. Er lieferte gute Ware zu billigem Preise und war sehr höflich und gefällig gegen die Leute. Es kamen immer mehr Käufer in den Kramladen, und das Geschäft ging so gut, daß er es bald größer und schöner einrichten konnte. Er blieb auch stets höflich und redlich und setzte immer billige Preise. So konnte es nicht fehlen, daß er viel verkaufte; und da er sparsam lebte, so wurde er ein wohlhabender und geachteter Mann.

Es wohnte in dieser Stadt auch ein Verwandter des Pflanzers, bei dem er Sklave gewesen war. Diesem Verwandten; der nicht reich war, ließ der Neger ziemlich viel Geld und Waren; denn er dachte daran, daß ihn der Pflanzer mild behandelt und ihm die Freiheit gegeben habe. Nun geschah es einst, daß eine Feuersbrunst ausbrach und viele Häuser des Städtchens in Asche legte. Auch das Haus jenes Verwandten, samt allen seinen Waren, wurde von den Flammen verzehrt. Das Haus des Negers jedoch blieb unversehrt und wohl erhalten. Der Neger suchte nun jenen Verwandten auf und führte denselben in sein Haus. Er ließ Speise und Trank bringen und auch Zigarren zum Rauchen, indem er eine brennende Kerze zum Anzünden hinstellte. Wie nun der Gast sich labte und erholte, brachte der schwarze Kaufmann die Papierblättchen, auf welchen geschrieben stand, wie viel Geld und Waren ihm der Verwandte schuldig sei. Er zeigte diese Schuldscheine vor, drehte sie in eine kleine Röhre zusammen und hielt dieses Röhrchen an das Kerzenlicht. Zugleich nahm er eine Zigarre, und mit den brennenden Schuldscheinen zündete er dieselbe an. Der Verwandte war ganz erstaunt. Der Neger aber sagte freundlich: „So, mein Herr! Die Schuldscheine sind verbrannt, und ich erkläre, daß ich keine Bezahlung von Ihnen verlange. Dem guten Pflanzer verdanke ich die Freiheit und alles, was ich habe. Es freut mich, daß ich einem Verwandten dieses edlen Mannes meine Dankbarkeit bezeugen kann.“

42. Der blinde Geiger.



1. Ein armer Geiger wandert durchs Land,
des Hündleins Schnur in zitternder Hand.
Der Körper ist alt und schwach und blind,
es kennet den Armen ein jedes Kind.
2. Und wenn er vor den Türen geigt,
wird alles traurig und horcht und schweigt.
Und wenn er von seinem Leiden singt,
das Lied in die tiefste Seele dringt:
3. „Ich wandle in Nacht schon achtzig Jahr,
mein Leben ein Leben voll Tränen war,
ein Leben voll Angst und Kummer und Not;
o läg' ich im Grabe, o wäre ich tot!
4. O wär' ich bei dir, Herr Jesus Christ,
wo keine Nacht, keine Trübsal ist!
O läg' im Grabe, o wäre ich tot!
Wer reicht dem Geiger ein Stücklein Brot?“
5. So singt er, mein Kind, und wirst du ihn seh'n
darfst du nicht spottend vorübergeh'n.
Leg' eine Gabe freundlich und gut
dem blinden Geiger in seinen Hut!

43. Der Specht und die Taube.

Ein Specht und eine Taube hatten einen Pfau besucht. „Wie gefiel dir unser Wirt?“ fragte der Specht auf dem Heimwege, „ist er nicht ein widriges Geschöpf? Sein Stolz, seine unförmlichen Füße, seine häßliche Stimme, sind sie nicht unerträglich?“ „Auf alles dieses,“ antwortete die gute Taube, „hatte ich keine Zeit zu sehen, denn ich hatte genug an der Schönheit seines Kopfes, an den herrlichen Farben seiner Federn und an seinem majestätischen Schweiße zu bewundern.“

H. G. Meißner.

44. Die Kröte und das Johanniswürmchen.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Ein Johanniswürmchen saß, seines Demantscheins unbewußt, im weichen Gras eines Eichenhains.</p> <p>2. Leise schlich aus faulem Moos sich ein Ungetüm,</p> | <p>eine Kröte hin und schoß all ihr Gift nach ihm.</p> <p>3. „Ach, was hab' ich dir getan?“ rief der Wurm ihr zu.</p> <p>„Ei,“ fuhr ihn das Untier an, „warum glänzest du?“ Pfeffel.</p> |
|---|---|

45. Der Löwe und die Maus.

Ein Löwe saß in seiner Höhle und schlief. Die Schnauze



hatte er auf seine Tazze gelegt. Auf einmal krabbelte ihm was auf der Nase, das juckte so, daß er halb im Schlafe mit der Tazze über die Nase strich; und siehe, er hatte ein Mäuslein gefangen. Das Mäuslein schrie und flehte: „Erbarmen, Herr Löwe! hätte ich gewußt, daß da euere großmächtige Nase läge, ich wäre wahrhaftig eine Meile davon weggelaufen, laßt mich los! Verschluckt ihr mich, was frommt das euerem

gewaltigen Magen? Ihr merkt so wenig, als ob man einem

Kamele einen einzigen Tropfen Wasser zu saufen gäbe oder ein Sandkorn in den Brunnen würfe. Laßt mich los, ich werde es euch gedenken!“ — „Was,“ sprach der Löwe, „meinst du so wegzukommen? — Mir auf der Nase zu spielen! — Doch — lauf' hin! Man soll nicht sagen, daß der Löwe an einer elenden, jämmerlichen Maus sich räche.“

Das Mäuslein schlüpfte zitternd ins Loch. — Nach ein paar Tagen fiel der Löwe in ein Garn und brüllte fürchterlich vor Wut, denn er konnte das Garn nicht zerreißen. Da rieselte dicht neben ihm die Erde. Das Mäuslein kam hervor, nagte flink an dem Garne; und siehe, der Löwe war frei in wenigen Augenblicken. „Wer hätte das ahnen können,“ sagte er, „daß ich dir wieder mein Leben danken sollte, du kleines Geschöpf! Es ist doch gut, daß ich dich nicht gefressen habe,“ und streichelte das Mäuslein. Das Mäuslein aber rief froh: „Habe ich nicht Wort gehalten?“ und huschte wieder in sein Loch, denn des Löwen Liebkosungen behagten ihm nicht sonderlich.

23. Curtmann.

46. Besser offene Hand, als geballte Faust.

In der Stadt Straßburg auf dem Markte hielt eine arme Bauernfrau Eier feil. Da rannten zwei mutwillige Knaben an den Korb, stießen ihn um und liefen mit Lachen davon. Das sah ein anderer Knabe, und im Zorn mit geballten Fäusten rannte er den beiden nach, und denen war schon angst. Aber der Knabe blieb auf einmal stehen, als ob er sich besänne, kehrte dann um und lief nach Hause.

Wie aber die Bauernfrau noch über ihre zerbrochenen Eier weinte, langte auf einmal eine kleine Hand in ihren Schoß und schüttete eine Sparbüchse in die Schürze der Frau aus. Die kleine, offene Hand war dieselbe, die vorhin im Zorne sich geballt hatte. Aber der Knabe, dem die Hand gehörte, und der eben seine letzten Kreuzer hergegeben hatte, war schon wieder fort, ehe die Bauernfrau sich bedanken konnte.

Wollt ihr wissen, wie der Knabe hieß? — Er hieß Oberlin und wurde später Pfarrer in Steinthal. Jetzt ist er tot, aber in Steinthal und weit und breit sprechen die Leute noch von dem frommen und braven Pfarrer Fritz Oberlin. A. Stüber.

47. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun



pfllegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von 100 Talern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Das wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Taler in das Tuch eingenäht. Ich finde aber nur 700 Taler. Ihr werdet also wohl eine Nacht aufgetrennt und euere 100 Taler herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran getan. Ich danke euch.“ Das war nicht schön, aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100

Taler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, daß er das Bäcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Taler eingnäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Bäcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aus sagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch 800 Taler verloren, der andere aber nur ein Bäcklein mit 700 Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Taler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Taler findet.“ So sprach der Richter und dabei blieb es.

F. v. Sebel.

48. Tango.

1. Im Kloster lebte zu St. Gallen
ein Meister vor den Meistern allen.
Er goß, in jedem Ding gewandt,
die ersten Glocken auch im Land.
2. Und als der Kaiser das vernommen, ist er selbst zu ihm ins
Kloster kommen. Er hörte der Glocken vollen Klang, sie
mußten ihm ziehen jeden Strang.
3. Dann ließ er gleich pur Silber fließen, daß sie ihm draus
auch eine gießen. Doch Tango verbarg das Silber schnell
und brauchte Kupfer an dessen Stell'.
4. Sonst ward die Glocke schön vollendet und jede Zier an sie
verschwendet. Der Meister freut sich still der List, hängt
sie zur Probe ins Gerüst.

5. Er steht, sie innen zu beschauen, sogleich darunter voll Vertrauen. Doch sieh, er fand drin sein Gericht, die Krone reißt — und springt und bricht.
6. Die Glocke stürzt ins Loch zurücke und bricht dem Meister das Genicke. Da sprach der Abt, er sprach's nicht gern: „Das Unrecht schlägt den eignen Herrn.“ — Augustin Keller.

49. Die drei Hausräte.

„Wie fangt ihr's denn an, lieber Nachbar, daß euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts Besonderes an euch und an dem, was bei euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und geben acht auf das Unserige und halten es zu Rate, so gut es gehen mag, und doch hattet's nicht.“ Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was schuld daran sein sollte, es wären denn meine drei Hausräte, denen ich wohl das alles zu verdanken habe.“ — „Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?“ — „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatze.“ — „Ihr spottet!“ — „Es ist mein barer Ernst, denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heißt es denn: Aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt es dann: Aufgestanden! Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein werter Gast kommt, und da heißt es denn: Aufgetragen!“ — „Ich verstehe, Nachbar, was ihr damit sagen wollt. Ihr meint, daß drei Dinge nötig seien, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann; Tätigkeit in allem, was nützen kann; und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun.“ — „Wenn ihr's so nehmen wollt, so ist's mir recht; aber meine Hausräte lob' ich doch darum, daß sie mich jederzeit mahnen, was zu tun ist, ich könnt' es sonst leicht vergessen.“ B. Auerbach.

50. Vaterländischer Sinn.

Auf der linken Uferseite des Vierwaldstättersees, am östlichen Abhange des Seelisberges, liegt eine Bergwiese, das Rütli oder Grütli genannt. Da entspringen drei Quellen, die dem Volke heilig sind, denn dieselben erinnern an die drei

ersten Eidgenossen, welche einst eine auserwählte Schar ihrer Landsleute ins Rütli zusammenriefen, um den ewigen Bund der Eidgenossen zu gründen. Tausende von Schweizern haben seither das Rütli besucht. Namentlich werden Scharen der schweizerischen Schuljugend häufig an diese geheiligte Stätte geleitet, damit sie sich in feierlich stiller Einsamkeit dankbar an die Stifter der Eidgenossenschaft erinnern.

Nun vernahm man im Jahre 1858, das Rütli solle verkauft werden, und es war zu befürchten, daß der geheiligte Boden zu einem Tummelplatz geräuschvoller Vergnügungen bestimmt oder durch eigennütziges Treiben dem freien Zutritt entzogen würde. Da erließen gemeinnützigere Männer einen Aufruf an die schweizerische Schuljugend, daß dieselbe unter sich eine freiwillige Steuer sammle zum Ankaufe des Rütli. Der Aufruf erregte in den Volksschulen große Bewegung. Die jugendlichen Herzen wurden von Vaterlandsliebe erwärmt, und Tausende von Kindern holten ihre Sparbüchsen hervor und baten die Eltern: „Lasset uns doch auch beisteuern zum Ankaufe des Rütli!“

Freudig gewährten die Eltern diese Bitte, und Tag für Tag eilten nun Kinder mit fröhlichem Antlitz in die Schulhäuser und brachten den Lehrern ihre Beisteuern. Diese waren so zahlreich und so ergibig, daß die große Summe von 100,000 Franken zusammenfloß. Nun vollendeten die Männer, welche jenen Aufruf erlassen hatten, das schöne Werk. Sie kauften das Rütli, und dasselbe wird nun, gesichert vor jeder Entweihung, ein wohlerworbenes und wohlerhaltenes Eigentum der schweizerischen Schuljugend bleiben für alle Zeiten.

Th. Scherr.

51. Bienen im Frühling.

Es war Frühling geworden, die Sonne hatte den Schnee von den Bergen weggeschien, die grünen Grasspitzen kamen aus den welken Halmen hervor, die Knospen der Bäume brachen auf und ließen schon die grünen Blättchen durchscheinen. Da wachte das Bienen aus seinem tiefen Schlafe auf, worin es den ganzen Winter gelegen hatte. Es rieb sich die Augen und weckte seine Kameraden, und sie öffneten die Tür und sahen,

ob das Eis und der Schnee und der Nordwind fortgegangen wären. Und siehe, es war überall heller und warmer Sonnenschein. Da schlüpfen sie heraus aus dem Bienenkorbe, putzten ihre Flügel ab und probierten wieder zu fliegen. Sie kamen zum Apfelbaum und fragten: „Hast du nichts für die hungrigen Biennen? Wir haben den ganzen Winter nichts gegessen.“ Der Apfelbaum sagte: „Nein, ihr kommt zu früh zu mir, meine Blüten stecken noch in der Knospe, und sonst habe ich nichts. Geht hin zu der Kirsche!“ Da flogen sie zu dem Kirschbaume und sagten: „Lieber Kirschbaum, hast du keine Blüten für uns hungrige Bienen?“ Der Kirschbaum antwortete: „Kommt morgen wieder, heute sind meine Blüten noch alle zugeschlossen! Wenn sie offen sind, sollt ihr willkommen sein.“ Da flogen sie zu der Tulpe, die hatte zwar eine große, farbige Blume, aber es war weder Wohlgeruch noch Süßigkeit darin. Die Biennen konnten keinen Honig darin finden. Da wollten sie schon wieder traurig und hungrig nach Hause zurückkehren, als sie ein dunkelblaues Blümchen an der Hecke stehen sahen. Es war das Veilchen, das wartete ganz bescheiden, bis die Biennen kamen; dann aber öffnete es ihnen seinen Kelch, der war voll Wohlgeruch und voll Süßigkeit, und die Biennen sättigten sich und brachten noch Honig mit nach Hause.

W. Curtmann.

52. Des Blümleins Wachstum.

1. Kindlein, kommt, ich will euch zeigen, wie das Blümchen wächst und blüht! Kommt ins Freie, wo das Auge wunderschöne Dinge sieht!
2. Samenkörnlein fällt zur Erde, und mit Staub bedeckt's der Wind; ruhig schläft es dann da unten wie das wohlverwahrte Kind.
3. Manchmal möcht's auch gerne trinken in der trocknen Niederung; dann spricht Gott zum Blumenengel: „Eil' und bring' ihm einen Trunk!“
4. Und der Engel fliegt vom Himmel, rühret mit dem Finger bloß an die Wolke — und es regnet. Körnlein trinkt und bald wird's groß,
5. dehnt und streckt sich bald nach oben, bald nach unten weiter aus, oben will ein Stielchen werden, unten Würzelchen gar kraus.
6. Also wächst es langsam weiter im verborg'nen Kämmerlein, daß sich's fast hervor kann wagen an die Luft im Sonnenschein.

7. Ungeduldig wird es nimmer in der stillen Einsamkeit, wie ein gutes Kind erwartet auch das Pflänzchen seine Zeit.
8. Endlich kommt's herauf. Wie freut sich's auf der schönen Frühlingsau! Wäscht sich ab geschwind die Erde rein mit kühlem Morgentau.
9. Und ihr freuet euch und rufet: „O, das Blümlein zart und fein!“ Und nicht lang, so könnt ihr sehen ihm ins frische Äugelein.
10. Wie die Blümlein, so die Kinder, wenn sie gut geworden sind; dann erschallt aus jedem Munde: „O, das wohlgerat'ne Kind!“

Liebh.

53. Der Vierquäser.

Schon waren die jungen Rotschwänzchen herangewachsen und beinahe flügge geworden, als der böse Peter die Alten aus der Ritze der Mauer herausfliegen und bald wieder mit dem Futter hineinfliegen sah. „Aha,“ dachte er, „da ist ein Vogelnezt; dahin muß ich einmal klettern und nachsehen, was in dem Nest ist.“ Und sogleich kletterte er an der Mauer hinauf und kam bis an die Ritze, worin das Nestchen stand; und da hörte er die Jungen zwitschern und sah sie die Schnäbel aufsperrn, weil sie meinten, ihre Mutter käme. Der böse Peter aber wollte sie aus dem Neste herausreißen und wollte mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären. Es ging aber nicht so, wie er dachte. Das Loch, wo die Vögel ein- und ausflogen, war sehr eng, so daß er seine Hand nicht leicht hindurchstrecken konnte. Nun drückte er zwar so lange, bis er die Hand hindurchgezwängt hatte; als er sich aber drinnen und die armen Vögelein gefaßt hatte, konnte er die Hand nicht wieder herausziehen. Er mochte ziehen und zerren, wie er wollte, es half nichts, die Hand steckte fest. Zuletzt tat es ihm wehe, und er fürchtete, die Hand werde nicht wieder herausgehen. Da fing er erbärmlich an zu schreien, so daß die Leute herbeigelaufen kamen. Die halfen ihm zwar endlich nach vieler Mühe aus dem Loche heraus, aber sie schalteten ihn auch, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen, und sagten es seinem Vater. Der strafte ihn hart.

W. Curtman.

54. Die Feldarbeit.

1. Gern geh' ich im Frühjahr und Sommer aufs Feld, wenn Vater und Knecht den Acker bestellt. Auch nimmt der Vater

bisweilen von Haus zu Wagen mich mit aufs Feld hinaus: Da halt' ich die Leine, da ruf' ich: „Hi, hi!“ und lenke die Pferde, dann gehen sie. Doch wenn mich der Knecht aufs Sattelpferd hebt, das Herz mir im Leibe dann lacht und bebt. Da sitz' ich als Reiter gewaltig hoch, doch halt' ich mich an, denn ich fürchte mich noch.

2. So geht es im Zuge fort mit Bedacht. Mit den Pferden wird endlich Halt gemacht. Sie werden an Pflug und Egge gespannt, doch Ochsen auch pflügen und eggen das Land. — Da wird der Boden ganz umgekehrt, von dem manch hungriger Vogel sich nährt, denn Dohlen und Krähen fliegen herbei und suchen sich Würmer mit vielem Geschrei. Die Tauben kommen zu Gaste beim Sä'n, auch sie wollen gern ein Körnchen erspäh'n; denn Roggen wird hier, dort Weizen gesä't, auch Hafer und Gerste früh und spät. Raps, Erbse, Hirse, Wicken und Klee wächst wie das Getreide bald in die Höh'. Kraut, Rüben, Kartoffeln und Möhren steh'n dort, der Flachs uns'rer Mutter hat auch seinen Ort.
3. Was aber der Vater im Frühjahr gesä't, wird während der Ernte abgemäht. Da helf' ich mit binden, da lad' ich mit auf, da klettr' ich die Garben herab und hinauf. Auch Brüder und Schwestern machen es so, da sind wir alle recht munter und froh. Die Zieg' und mein Schäfchen sind auch bei mir, es blöckt, und ich sing' ihm ein Lied dafür. — Gern bin ich im Freien, auf Wiesen und Feld, denn was ich dort finde, mir alles gefällt.

Krug.

55. Die Lilie auf dem Feld.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld, wer hat in solcher Pracht dich vor die Augen mir gestellt, wer dich so schön gemacht?
2. Wie trägst du so ein weißes Kleid mit gold'nem Staub besä't, daß Salomonis Herrlichkeit vor deiner nicht besteht!
3. Gott hob dich aus der Erde Grund, hat liebend auf dich acht, er sendet dir in stiller Stund' ein Eng'lein bei der Nacht.
4. Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein und trocknet's in dem Wind und bleicht es in dem Sonnenschein und schmückt sein Blumenkind.

5. Du schöne Lilie auf dem Feld, in aller deiner Pracht
bist du zum Vorbild mir gestellt, zum Lehrer mir gemacht.
6. Du schöne Lilie auf dem Feld, du kennst den rechten Brauch;
du denkst, der hohe Herr der Welt versorgt sein Blümlein auch.
Spitta.

56. Die Schnecke, der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag, und das derjenige haben sollte, der zuerst hinaufkommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Tiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Säzen oben sein und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise legen.“ Der Esel traktierte sich mit den ersten besten Disteln in der Nähe, und nachdem er sich gesättigt, legte er sich hin und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umher schwärmte und allen möglichen Mutwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein paar Schritte getan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde. „Ach,“ dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens! Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu tun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!“

Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette, aber es hatte sich so in seinem Mutwillen vergessen, daß es weit von dem Berge abgekommen war und sich so müde getummelt

hatte, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückwege fehlten und es also das Salatbett der Schnecke überlassen mußte.

So geht es den Leichtsinigen, welche das Beginnen der Arbeit aufschieben und dadurch die Früchte derselben verlieren.

Herber.

57. Einkehr.



1. Bei einem Wirte wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste.
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.
2. Es war der gute Apfelbaum, bei dem ich eingekehret. Mit
süßer Kost und frischem Schaum hat er mich wohl genähret.
3. Es kamen in sein grünes Haus viel leichtbeschwingte Gäste.
Sie sprangen frei und hielten Schmaus und sangen auf das beste.
4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh' auf weichen, grünen Matten.
Der Wirt, er deckte selbst mich zu mit seinem kühlen Schatten.
5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit. Da schüttelt' er den
Wipfel. Gesegnet sei er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel!

L. Uhland.

58. Der große Hund.

Unten in der Wirtsstube einer kleinen Stadt saß der Bärenführer und verzehrte sein Abendbrot. Der Pöz stand draußen hinter dem Holzstoße angebunden, der arme Pöz, der

keiner Seele etwas zuleide tat, wenn er auch grimmig genug aussah. Oben im Erkerzimmer spielten im Mondscheine drei kleine Kinder, das älteste war wohl sechs Jahre alt, das jüngste nicht mehr denn zwei. — „Klatsch, klatsch!“ kommt es die Treppe hinauf, wer mochte das sein? Die Tür sprang auf — es war der Böz, der zottige Bär! Er hatte sich gelangweilt, da unten im Hofe zu stehen, und nun den Weg zur Treppe hinauf gefunden. Die Kinder erschrakten sehr über das große, zottige Tier, sie krochen jedes in einen Winkel; aber er fand sie alle drei, berührte sie mit der Schnauze, tat ihnen aber nichts. —

„Das ist sicher ein großer Hund,“ dachten sie, und dann streichelten sie ihn. Er legte sich auf den Fußboden. Der kleinste Knabe wälzte sich oben drauf und spielte Versteck mit seinem goldgelockten Köpfschen in dessen dickem, schwarzem Pelz. Nun nahm der älteste Knabe seine Trommel, schlug, daß es nur so donnerte, und der Bär erhob sich auf seine beiden Hinterfüße und begann zu tanzen, das war allerliebste! Jeder Knabe nahm sein Gewehr, der Bär mußte auch eins haben, und er hielt es ordentlich fest; das war ein prächtiger Kamerad, den sie erhalten hatten, und nun gingen sie: „Eins, zwei, eins, zwei!“ — Da sagte es an die Tür, sie ging auf, es war die Mutter der Kinder. Ihr hätten sie sehen sollen, ihren sprachlosen Schreck sehen sollen, das freideweisse Antlitz, den halb geöffneten Mund, die stieren Augen. Aber der kleinste der Knaben nickte so vergnügt und rief ganz laut in seiner Sprache: „Wir spielen nur Soldaten!“ — und da kam der Bärenführer.

Andersea.

59. Das gerettete Blümchen.

1. Ich ging im Walde so für mich hin
und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
2. Im Schatten sah ich ein Blümlein steh'n,
wie Sterne leuchtend, das Äuglein schön.
3. Ich wollt' es brechen, da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken gebrochen sein?“

4. Ich grub's mit allen den Wurzeln aus,
zum Garten trug ich's an unserm Haus.
5. Und pflegt' es wieder an stillem Ort. —
Nun zweigt es wieder und grünet fort.

Göthe.

60. Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! Der Wolf kommt!“

Die Bauern kamen sogleich mit Äxten und Brügeln in Scharen aus dem nahen Dorfe gelaufen und wollten den Wolf tot schlagen. Da sie jedoch nichts von einem Wolf sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf! der Wolf!“ Die Bauern kamen wieder heraus, miewohl nicht mehr so zahlreich als gestern. Da sie aber keine Spur von einem Wolfe erblickten, schüttelten sie die Köpfe und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Der Wolf! der Wolf!“ Allein diesmal kam ihm kein einziger Bauer zu Hilfe.

Der Wolf brach in die Herde ein, erwürgte mehrere Schafe und darunter das artigste Lämmchen, das dem Knaben selbst gehörte, und das er ungemein lieb hatte.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
und wenn er auch die Wahrheit spricht. Chr. Schmid.

61. Der Fleiß der Tiere.

1. Wie emsig im Grund sich die Ameise regt
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrathe trägt!
Sie schafft in dem Sommer, damit es ihr nicht
im Froste des Winters am Brote gebricht.
2. Dort sammelt die Biene mit fleißigem Sinn
von Blume zu Blume den süßen Gewinn.
Das wirtliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus
und füllet mit Honig das zierliche Haus.

3. Geh', sieh das kleine, das fleißige Tier,
 du müßiger Fauler, und lerne von ihr!
 Geh', sammle wie Bienen, noch weilet die Zeit,
 bald sind mit Gestöber die Fluren beschnit.

Seume.

62. Der Hirsch am Bach.

Ein Hirsch trank aus einem kleinen Gewässer und erblickte in demselben sein Bild. — „Fürwahr,“ rief er, „die Natur meinte es nicht so böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Tieren Trotz bieten.“

Indem er noch dies sprach, hörte er in der Ferne Jagdhörner ertönen und sah die Hunde schon, die mitellen auf ihn zuwieilen. Er flog über die Felber hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald, aber indem er hier sich in ein Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih an den Ästen eines Baumes hängen, die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder.

„Ach,“ seufzte er, indem er verschied, „ich, Unglücklicher, habe in törichte Weise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten! Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet; aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“

A. G. Weisner.

63. Der Hase und der Fuchs.

Ein Hase und ein Fuchs reisten miteinander. Es war Winterszeit, es grünte kein Kraut, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. „Das ist ein hungriges Wetter,“ sprach der Fuchs zum Hasen, „mir schnurren alle Gedärme zusammen.“ — „Ja wohl,“ antwortete der Hase, „es ist überall Dürrhof, und ich möchte meine Löffel fressen, wenn ich damit ins Maul reichen könnte.“

So hungrig trabten sie mit einander fort. Da sahen sie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korbe kam dem Fuchse und dem Hasen

ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Semmeln. „Weißt du was!“ sprach der Fuchs, „lege dich der Länge nach hin und stelle dich tot! Das Mädchen wird seinen Korb hinstellen und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen; denn Hasenbälge geben Handschuhe, indessen erwische ich den Semmelkorb uns zum Troste.“

Der Hase tat nach des Fuchses Rat, fiel hin und stellte sich tot, und der Fuchs duckte sich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle viere von sich streckte, stellte richtig den Korb hin und bückte sich nach dem Hasen. Jetzt wischte der Fuchs hervor, erschnappte den Korb und strich damit querfeldein, gleich war der Hase lebendig und folgte seinem Begleiter. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Miene, die Semmeln zu teilen, sondern ließ merken, daß er sie allein fressen wollte. Das bemerkte der Hase sehr übel. Als sie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, sprach der Hase zum Fuchse: „Wie wäre es, wenn wir uns eine kleine Mahlzeit Fische verschafften? Wir haben dann Fische und Weißbrot wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz einmal ins Wasser, so werden die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. Eile aber, ehe der Weiher zufriert.“

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging hin an den Weiher, der eben zufrieren wollte, und hing seinen Schwanz hinein; und eine kleine Weile, so war der Schwanz des Fuchses fest angefroren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich, eine nach der andern, und sagte zum Fuchse: „Warte nur, bis es auftaut, warte nur bis ins Frühjahr; warte nur, bis es auftaut!“ und lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach wie ein böser Hund an der Kette.

Bechstein.

64. Die dunkelblaue Wiese.

Vater. Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese.

Emil. Vater, das ist dein Spaß, solche gibt's ja gar nicht; die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer, als alle Wiesen der Welt.

Laura. Habe ich sie gesehen, Vater?

Vater. Du und ihr alle habt sie schon gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen jahraus, jahrein, einen Tag wie den andern, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts dort wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern!

Vater. Meine Schafe und meine Lämmer hungern nicht und fressen nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas, das sind gewiß keine lebendigen Schafe; denn sie müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe, sie leben schon über tausend Jahre, und immer sind sie noch so wie ehemals, obwohl sie weder hungern noch dürsten.

Lina. Über tausend Jahre sind deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor; die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden nur höchstens vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind, und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend, daß die Schafe in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. In Spanien, in Spanien! Sieh, Vater, ich hab's behalten!

Vater. Daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden, denn die ganze Herde hat goldene Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: „Nein, solche Tiere gibt's nicht, mit goldenen Fellen! — Wie könnten die schwachen Tiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben!“

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder, die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreut.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie auch schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man sieht sie nicht immer. Auch habe ich sie noch nie schreien hören.

Lina. Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon!

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten, einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Achtung geben? Wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er weit länger als tausend Jahre die Herde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen und hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets wach und munter und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden, das muß ein närrischer Mann sein; der muß weder stehen noch gehen können und blind sein wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen! Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Herde bewachen.

Vater. Seine Hunde? — Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläst darauf.

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes, silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, die über tausend Jahr' alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft und doch munter ist — das begreife ich nicht.

Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lina. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Noch höher liegt sie.

Lina. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen.

Vater. O ja, meine Schafe können über der Luft umherspazieren und fliegen und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möchte ich fliegen sehen!

Vater. Du kannst sie alle Tage gehen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind, aber der Hirt?

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf.

Alle Kinder. Der Mond! der Mond! O, nun wissen wir's, und die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese ist der Himmel. Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war so hübsch, noch eins!

Vater. Morgen, Kinder, heute weiß ich keins mehr.

Campe.

Zweiter Abschnitt.

Übungsstoffe zur Sprachlehre.

A. Aus der Satz- und Wortlehre.

§ 1. Satzgegenstand und Satzaussage.

1.

Der Schüler lernt. Der Lehrer lehrt. Der Knabe singt.
Das Mädchen strickt. Die Mutter kocht. Der Vater arbeitet.
Der Schreiner hobelt. Der Schneider näht. Der Bäcker bäckt.
Der Schmied hämmert.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satze nach dem Satzgegenstand mit wer!
Z. B. Wer lernt? — Beantworte die Fragen schriftlich und unterstreiche den Satzgegenstand! Z. B. Der Schüler lernt.

2. Frage in jedem Satze nach der Satzaussage mit der Frage:
Was tut der Gegenstand? Z. B. Was tut der Schüler? Beantworte diese Fragen schriftlich und unterstreiche die Satzaussage:
Z. B. Der Schüler lernt.

2.

Der Dieb wird gestraft. Der Arbeiter wird bezahlt. Der Fleißige wird gelobt. Der Faule wird getadelt. Der Flüchtling wird verfolgt. Das Brot wird gegessen. Das Haus wird gebaut. Die Gartenblume wird begossen. Der Obstbaum wird gepflanzt. Die Bohne wird gesteckt.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satze nach dem Satzgegenstand! Nach lebenden Dingen frage mit wer, nach leblosen mit was! Beantworte die Fragen schriftlich und unterstreiche den Satzgegenstand!

2. Frage in jedem Satze nach der Satzaussage mit der Frage:
Was wird mit dem Gegenstand getan? Beantworte diese Fragen

schriftlich und unterstreiche die Satzaussage! Z. B. Was wird mit dem Dieb getan? Antw. Der Dieb wird gestraft.

3.

Der Schnee ist weiß. Die Kohle ist schwarz. Die Kugel ist rund. Die Feder ist spitzig. Der Zucker ist süß. Der Essig ist sauer. Das Schaf ist geduldig. Der Hund ist mutig. Das Kind ist fröhlich. Der Bauer ist arbeitsam.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satz nach dem Satzgegenstand, schreibe die Antwort nieder und unterstreiche den Satzgegenstand!

2. Frage in jedem Satze nach der Satzaussage mit der Frage: Wie ist der Gegenstand? Schreibe die Antwort nieder und unterstreiche die Satzaussage! Z. B. Wie ist der Schnee? Antw. Der Schnee ist weiß.

4.

Karl ist ein Schüler. Gertrud ist eine Schülerin. Der Lehrer ist ein Beamter. Der Schlosser ist ein Handwerker. Die Amsel ist ein Singvogel. Das Pferd ist ein Säugetier. Die Rose ist eine Blume. Der Hafer ist ein Getreide. Das Eisen ist ein Metall. Der Marmor ist ein Kalkstein.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satze nach dem Satzgegenstand, schreibe die Antwort nieder und unterstreiche den Satzgegenstand!

2. Frage in jedem Satze nach der Satzaussage mit der Frage: Was ist der Gegenstand? Schreibe die Antwort nieder und unterstreiche die Satzaussage! Z. B. Was ist Karl? Antw.: Karl ist ein Schüler.

3. Schreibe aus dem Kopfe je fünf Sätze, in welchen vom Satzgegenstand ausgesagt wird, a) was er tut, b) was mit ihm getan wird, c) wie er ist, d) was er ist.

4. Unterscheide in jedem Satze des Lesestückes Nro 34 (die Nuß) den Satzgegenstand und die Satzaussage!

§ 2. Der Ausdruck für den Satzgegenstand.

1.

Das Wasser fließt. Es ist flüssig. Das Eisen schmilzt. Es ist schmelzbar. Der Tau fällt. Er befeuchtet. Der Nebel steigt. Er ist luftförmig. Die Sonne glänzt. Sie ist glänzend. Die Nacht bricht ein. Sie ist finster.

Aufgaben.

1. Unterscheide in jedem Satze den Satzgegenstand und die Satzaussage! Schreibe die Sätze ab, und unterstreiche den Satzgegenstand!

2. Unterscheide, ob in diesen Sätzen der Satzgegenstand mit Namen genannt oder mit einem Fürwort bezeichnet ist, und unterstreiche das Fürwort doppelt!

2.

Der Knabe badet. Ich bade. Du badest. Er badet.
— Die Schwester singt. Ich singe. Du singst. Sie singt.
— Das Mädchen näht. Ich nähe. Du nähst. Es näht.
— Die Menschen arbeiten. Wir arbeiten. Ihr arbeitet. Sie arbeiten.

Aufgaben.

1. Unterscheide in jedem Satze den Satzgegenstand und die Satzaussage! Schreibe die Sätze ab, und unterstreiche den Satzgegenstand!

2. Unterscheide, ob der Satzgegenstand durch ein Dingwort oder durch ein Fürwort ausgedrückt ist, und unterstreiche das Fürwort doppelt!

3. Bilde acht eigene Sätze, in denen der Satzgegenstand ein Dingwort, dann acht Sätze, in denen er ein Fürwort ist (ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie)!

4. Unterscheide in jedem Satze des Lesestückes Nro 35 ob der Satzgegenstand durch ein Dingwort oder durch ein Fürwort ausgedrückt ist!

§ 3. Der Ausdruck für die Sagensage.

1.

Der Vater schreibt. Der Arzt heilt. Der Krämer verkauft.
Der Wirt schenkt aus. Der Küster läutet. Der Dreher dreht.
Der Bauer pflügt. Der Reiter reitet.

Aufgaben.

1. Nenne die Tätigkeit in jedem Satze, ohne sie vom Gegenstand auszusagen! Z. B. schreiben.

2. Schreibe ebenso aus den Sätzen des § 1, Ziffer 1, die Tätigkeitswörter in der Nennform!

3. Schreibe in der Nennform Tätigkeiten a) des Lehrers, b) des Schülers, c) des Bauers, d) eines Handwerkers!

4. Sage von folgenden Tieren aus, was sie tun, und verwende dabei untenstehende Tätigkeitswörter!

Pferd, Hund, Katze, Schaf, Ziege, Schwein, Hahn, Huhn, Taube, Schlange:

bellend, krähen, blöken, zischen, meckern, girren, grunzen, miauen, gackern, wiehern.

2.

Der Brief wird geschrieben. Der Kranke wird geheilt.
Die Ware wird verkauft. Der Wein wird ausgeschenkt. Die Glocke wird geläutet. Die Kugel wird gedreht. Der Acker wird gepflügt. Das Pferd wird geritten.

Aufgaben.

1. Unterscheide in diesen Sätzen die beiden Teile der zusammengesetzten Satzaussage, und unterstreiche das Satzband einmal, das Ausgesagte zweimal! Z. B. der Brief wird **geschrieben**.

2. Mache dasselbe mit den Sätzen des § 1, Ziffer 2!

3. Schreibe das Tätigkeitswort der letztern Sätze in der Nennform!

4. Schreibe eine bestimmte Anzahl eigener Sätze nieder, indem du vom Gegenstande aussagst, was mit ihm getan wird!

3.

Die Stube ist hell. Die Wände sind glatt. Die Decke ist weiß. Die Fenster sind hoch. Das Gesimse ist niedrig. Der Fußboden ist eben. Der Ofen ist warm. Die Luft ist rein.

Aufgaben.

1. Unterscheide in diesen Sätzen die beiden Teile der Satzaussage und unterstreiche das Satzband einmal, das Ausgesagte zweimal!

2. Mache dasselbe mit den Sätzen des § 1, Ziffer 3!

3. Schreibe zwölf Eigenschaftswörter nieder, welche sagen, wie Kinder sein können!

4. Bilde eine bestimmte Anzahl eigener Sätze, in welchen das Ausgesagte durch ein Eigenschaftswort ausgedrückt wird!

4.

Die Tanne ist ein Baum. Die Birne ist eine Baumfrucht. Die Biene ist ein Insekt. Forellen sind Fische. Enten sind Schwimmvögel. Der Kiesel ist ein Stein. Der Rhein ist ein Strom. Bern ist eine Stadt.

Aufgaben.

1. Unterscheide die beiden Teile der Satzaussage und unterstreiche das Satzband einmal, das Ausgesagte zweimal!

2. Mache dasselbe mit den Sätzen des § 1, Ziffer 4!

3. Bilde eine bestimmte Anzahl eigener Sätze, in welchen das Ausgesagte durch ein Dingwort ausgedrückt wird!

4. Unterscheide in den Sätzen der nachfolgenden Beschreibung die Satzglieder, und gib jeweilen an, wodurch der Satzgegenstand und die Satzaussage ausgedrückt sind!

Die Rose.

Die Rose ist eine Blume. Sie wird gepflanzt. Sie ist schön. Sie blüht. Die Blüte duftet. Der Geruch ist angenehm. Er ist stark. Die Wurzel ist ästig. Der Stengel erhebt sich. Er ist holzig. Er wird geschnitten. Die Blätter sind eirund.

§ 4. Das Geschlecht der Dingwörter.

1.

Der Mann ist stark. Die Frau ist besorgt. Das Getränk ist flüssig. Der Schreiner hobelt. Die Magd reinigt. Das Holz brennt.

Der Better, der Bate, der Handwerker, der Nachtwächter; der Baum, der Stein, der Boden, der Weg. — Die Base, die Tochter, die Enkelin, die Nähterin; die Blume, die Wand, die Türe, die Decke. — Das Buch, das Fenster, das Brot, das Mehl; das Kind, das Mädchen, das Fräulein, das Weib.

Aufgaben.

1 Unterscheide in vorstehenden Dingwörtern das Geschlecht und untersreiche das männliche Geschlechtswort einfach, das weibliche zweifach, das sächliche dreifach!

2. Unterscheide das Geschlecht der Dingwörter in den Sätzen des § 3, Ziffer 1 und 2!

2.

Ein Reisender kommt. Eine Bettlerin geht. Ein Haus wird gebaut. Der Vater ist ein Mann. Die Mutter ist eine Frau. Das Wasser ist ein Getränk. Der Knecht ist ein Arbeiter. Die Magd ist eine Dienerin. Das Gold ist ein Metall.

Aufgaben.

1. Unterscheide bei diesen Dingwörtern, ob das Geschlechtswort männlich, weiblich oder sächlich und sodann, ob es ein bestimmtes oder ein unbestimmtes Geschlechtswort sei! Z. B. „Ein“ ist das unbestimmte männliche Geschlechtswort

2. Mache die gleiche Unterscheidung bei den Dingwörtern eines Lesestückes!

3. Schreibe aus dem Kopfe je 10 Dingwörter männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechts mit dem bestimmten Geschlechtswort!

4. Ebenso von jedem Geschlecht je 10 Dingwörter mit dem unbestimmten Geschlechtswort!

Übersicht.

1. Bestimmtes Geschlechtswort.

Männlich	Weiblich	Sächlich
der Mann	die Frau	das Kind
die Männer	die Frauen	die Kinder.

2. Unbestimmtes Geschlechtswort.

ein Mann	eine Frau	ein Kind.
----------	-----------	-----------

§ 5. Die Zahlformen des Dingwortes.

1. Der Berg ist hoch. Die Berge sind hoch. Die Gans ist nützlich. Die Gänse sind nützlich.

2. Das Kind lernt. Die Kinder lernen. Das Haus ist bewohnt. Die Häuser sind bewohnt.

3. Die Frau spinnt. Die Frauen spinnen. Die Blume welkt. Die Blumen welken.

4. Der Acker ist bestellt. Die Äcker sind bestellt. Der Spiegel glänzt. Die Spiegel glänzen.

Übersicht.

	Einzahl	Mehrzahl
1.	der Greis	die Greise
	der Hut	die Hüte
2.	das Lied	die Lieder
	das Blatt	die Blätter
3.	der Mensch	die Menschen
	der Knabe	die Knaben
4.	der Garten	die Gärten
	das Messer	die Messer

Aufgaben.

1. Gib genau an, wodurch in obigen Sätzen die Mehrzahl des Dingwortes gebildet wird!

2. Bilde aus nachfolgenden Wörtern Sätze in der Mehrzahl, und merke genau, wodurch die Mehrzahl jedes Dingwortes gebildet wird!

Bär brummen, Biene summen, Hund knurren, Katze schnurren, Käfer schwirren, Tasse klirren, Huhn scharren, Türe knarren, Krallen kratzen, Mädchen schwatzen.

3. Unterscheide die Einzahl und Mehrzahl an allen Dingwörtern eines bestimmten Lesestückes, schreibe diese Dingwörter nieder, und stelle diejenigen, welche die Mehrzahl auf gleiche Weise bilden, in Säulenform untereinander!

4. Schreibe eine Anzahl von Dingwörtern, und ordne diejenigen in Säulenform untereinander, welche die Mehrzahl mit oder ohne Umlaut bilden a) durch die Endung e, b) durch die Endung er, c) durch die Endung en oder n, d) ohne eine neue Endung.

§ 6. Die Formen des persönlichen Fürwortes.

1. Ich bin gesund. Wir sind gesund. Du bist krank. Ihr seid krank. Er ist fröhlich. Sie sind fröhlich. Sie (die Tochter) strickt. Sie (die Töchter) stricken. Es (das Mädchen) singt. Sie (die Mädchen) singen.

2. Wir sind gekommen. Ihr seid ausgeblieben. Sie haben gerufen. Ihr habt nicht geantwortet. Du hast gesungen. Ich habe zugehört. Er hat mich verstanden. Sie war unaufmerksam. Es jammert. Ich stehe ihm bei.

Übersicht.

	Einzahl	Mehrzahl
Erste Person:	ich,	wir.
Zweite „	: du,	ihr.
Dritte „	: er, sie, es	sie.

Aufgaben.

1. Gib bei jedem Fürwort, das in vorstehenden Sätzen Satzgegenstand ist, Person und Zahl, wo es möglich ist, auch das Geschlecht an! Z. B. „Ich“ ist das Fürwort für die erste Person Einzahl.

2. Tue dasselbe mit den persönlichen Fürwörtern im Lesestück Nro 8 (die Treue)!

3. Lerne die Übersicht der persönlichen Fürwörter auswendig!

4. Schreibe mit jedem der 8 persönlichen Fürwörter je 2 Sätze!

§ 7. Die Personalformen des Tätigkeitswortes.

1. Ich **bade**. Du **badest**. Er (sie, es) **badet**. Wir **baden**.
Ihr **badet**. Sie **baden**.

Ich **singe**. Du **singst**. Er (sie, es) **singt**. Wir **singen**.
Ihr **singet**. Sie **singen**.

2. Ich **spreche**. Du **sprichst**. Er **spricht**. Wir **sprechen**.
Ihr **sprechet**. Sie **sprechen**.

Ich **lese**. Du **liestest**. Er **liest**. Wir **lesen**. Ihr **leset**.
Sie **lesen**.

3. Ich **kann** schwimmen. Du **kannst** zeichnen. Es (das Mädchen) **kann** stricken. Wir **können** schreiben. Ihr **könnet** rechnen. Die Vögel **können** fliegen.

Der Schüler darf nicht schwätzen. Du magst hinausgehen. Ich will fleißig sein. Der Mensch soll arbeiten, er muß essen. Du weißt nicht viel.

4. Ich **bin**, du **bist**, er **ist** gesund. Wir **sind**, ihr **seid**, sie **sind** fröhlich. Ich **habe**, du **hast**, er **hat** geschrieben. Wir **haben**, ihr **habet**, sie **haben** gelesen. Ich **werde**, du **wirst**, er **wird** geliebt. Wir **werden**, ihr **werdet**, sie **werden** unterrichtet.

Aufgaben.

1. Wenn der Satzgegenstand in der Einzahl oder in der Mehrzahl steht, wie verhält es sich dann mit der Satzaussage und wie umgekehrt?

2. Wenn die Satzaussage in der 1., 2. oder 3. Personalform steht, wie verhält es sich dann mit dem Satzgegenstand und wie umgekehrt?

3. Bilde die 3 Personalformen in Einzahl und Mehrzahl von folgenden Wörtern: a) sprechen, geben, brechen, stechen, gelten, treffen, helfen, schelten, nehmen, sterben, verderben, werfen, werben, verbergen, fechten, flechten, schwellen, quellen, dreschen; b) lesen, sehen, stehlen, befehlen; c) können, dürfen, mögen, wollen, sollen, müssen, wissen; d) sein, haben, werden.

4. Gib an, wodurch die erste, zweite, dritte Personalform des Tätigkeitswortes, wenn sie regelmäßig gebildet ist, ausgedrückt wird!

5. Setze das Lesestück Nro 35 (der Star) in die Mehrzahl, indem du von zwei Staren erzählst.

6. Unterscheide die Personalformen an den Tätigkeitswörtern eines bestimmten Lesestückes!

§ 8. Die Zeitformen.

1. Was am Morgen geschieht: Der Tag erwacht. Die Sonne geht auf. Der Nebel verschwindet. Es wird hell. Die Vögel singen. Die Kinder springen. Der Schmied hämmert. Alles wird lebendig.

2. Was in der Schule geschehen ist: Der Lehrer hat gefragt. Die Schüler haben geantwortet. Eine Klasse hat gelesen. Die Knaben haben geturnt. Ein Mädchen hat geweint. Der Inspektor ist gekommen. Alle Schüler haben gefolgt. Sie sind still nach Hause gegangen.

3. Was im Winter geschehen wird: Das Wasser wird gefrieren. Der Schnee wird fallen. Es wird kalt werden. Die Schlittbahn wird entstehen. Die Knaben werden sich freuen. Die Mädchen werden jubeln. Die Vögel werden hungern. Gute Kinder werden sie speisen.

Aufgaben.

1. Die obigen Sätze unter Ziffer 1 sind in die Vergangenheit und in die Zukunft zu setzen!

2. Die Sätze unter Ziffer 2 sollen in die Gegenwart und in die Zukunft gesetzt werden!

3. Die Sätze unter Ziffer 3 werden in die Gegenwart und in die Vergangenheit umgesetzt!

4. Die Sätze des § 1, Ziffer 2, und des § 3, Ziffer 2, sind in die Vergangenheit und in die Zukunft umzusetzen!

5. Folgende Tätigkeitswörter sollen von allen drei Personen der Einzahl und Mehrzahl ausgesagt werden und zwar a) in der Gegenwart, b) in der Vergangenheit, c) in der Zukunft.

Singen, spinnen, graben, pfeifen, saugen, laufen, bitten, beten, reden, erzählen.

6. Verbinde nachfolgende Wörter zu Sätzen und drücke jeden Satz aus a) in der Gegenwart, b) in der Vergangenheit, c) in der Zukunft!

Tage heiß. Kornfeld gelb. Schnitter fleißig. Feld leer. Scheunen voll. Gartenfrüchte reif. Blätter welk. Leute zufrieden.

7. Schreibe von folgendem Lesestück die 1. und 2. Strophe in der Zukunft, die 3. und 4. Strophe in der Vergangenheit!

Die Jahreszeiten.

1. Die Wiese grünt, der Vogel baut,
der Kuckuck ruft, der Morgen taut,
das Veilchen blüht, die Lerche singt,
der Obstbaum prangt: Der Frühling winkt.
2. Die Sonne sticht, die Rose blüht,
die Bohne rankt, das Würmchen glüht,
die Ähre reift, die Sense klingt.
die Garbe rauscht: Der Sommer winkt.
3. Das Laub verwelkt, die Schwalbe flieht,
der Landmann pflügt, die Schneegans zieht,
die Traube reift, die Kelter rinnt,
der Apfel lacht: Der Herbst beginnt.
4. Der Sang verstummt, die Axt erschallt,
das Schneefeld glänzt, das Waldhorn schallt,
der Schlittschuh eilt, der Schneeball fliegt,
die Flur erstarret: Der Winter siegt.

§ 9. Die erzählende Vergangenheit. (Mitvergangenheit.)

Zwei Knaben eilten dem Walde zu. Sie sangen fröhliche Lieder. Im Walde suchten sie Erdbeeren. Der eine fand bald ein schönes Plätzchen. Da rief er seinen Kameraden herbei. Beide pflückten nun emsig, füllten ihre Körbchen und trugen sie freudig nach Hause.

Aufgaben:

1. Wiederhole das Gelesene so, wie man in der Mundart erzählt! Z. B. Zwei Chnabe sind dem Wald zu-gilet.

2. Wiederhole es, und setze alles in die Gegenwart um!

3. Schreibe das Gedicht Nro 59 (das gerettete Blümchen), und setze die Tätigkeitswörter in die Gegenwart!

4. Schreibe die Tätigkeitswörter der 3. und 4. Strophe von Nro 57 (die Einkehr) in der Nennform!

Übersicht der Grundformen.

Gegenwart.	Mitvergangenheit.	Einfache Vergangenheit.
ich singe	ich sang	ich habe gesungen
ich finde	ich fand	ich habe gefunden
ich rufe	ich rief	ich habe gerufen
ich trage	ich trug	ich habe getragen
ich eile	ich eilte	ich bin geeilt
ich suche	ich suchte	ich habe gesucht
ich pflücke	ich pflückte	ich habe gepflückt
ich fülle	ich füllte	ich habe gefüllt

Aufgaben.

1. Bilde die drei Grundformen folgender Tätigkeitswörter: trinken, winden; spinnen, nehmen; gehen, sehen; graben, schlagen; greifen, bleiben; fließen, saugen; fallen, rufen — lernen, leben, zeichnen, beten — brennen, kennen, nennen, rennen, senden, wenden, bringen, denken, tun — können, dürfen, mögen, wollen, sollen, müssen, wissen — sein, haben, werden.

2. Schreibe aus einem bestimmten Lesestück alle Tätigkeitswörter in der Nennform, und stelle in Säulenform untereinander a) die ablautenden, b) die nichtablautenden Tätigkeitswörter!

§ 10. Erweiterungen zum Satzgegenstand und zur Sachausage.

Ein gutes Kind gehorcht geschwind. Leere Fässer tönen laut. Unreifes Obst ist ungesund. Der Fleiß des Landmanns wird belohnt. Der Biß einer Klapperschlange tötet. Das Werk lobt den Meister. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Ein heftiger Regenguß bringt oft Schaden. Das Quecksilber ist ein flüssiges Metall. Das Eichhörnchen ist ein flinkes Tierchen. Ich schreibe der Base einen Brief. Die Schwester hat mir ein Geschenk gemacht.

Aufgaben.

1. Unterscheide in obigen Sätzen zuerst den Satzgegenstand und die Satzaussage, und unterstreiche dann die Erweiterungen, welche zum Satzgegenstand oder zur Satzaussage gehören!

2. Suche in geeigneten Lesestücken die einfachen Sätze heraus, und unterstreiche den Satzgegenstand, die Satzaussage und ihre Erweiterungen!

B. Aus der Rechtschreiblehre.

§ 11. Sätze, Wörter, Silben, Laute.

Das junge Roß.

(Lesebuch No 27, Seite 28.)

Aufgaben.

1. Gib in jedem Satze die einzelnen Wörter an, aus welchen er besteht!

2. Unterscheide, ob die Wörter ein- oder mehrsilbig sind, und trenne die letztern in ihre Silben!

3. Lautiere und buchstabiere jedes Wort!

4. Übe das Lautieren und Buchstabieren an andern Lesestücken.

§ 12. Trennung der Silben.

1. Rose, Rebe, Sichel, Sache, Rute, Räder; Seite, Leiter, Reiter, Eimer, Zeile, Weide; Taufe, Haufen, Laute, Häuser, Kräuter, Bäume; Beutel, Freude, Gule, heute, heulen, beugen.

2. Richter, Pächter, Kirjche, Gurke, Birne, Rinde, Karte, Trichter, Rante, Wolke, Gürtel, Bündel, wünschen, lernen, helfen, fangen, singen, springen.

Aufgaben.

1. Trenne obige Wörter nach Silben!

2. Suche 10 Wörter, in welchen zwischen zwei Selbstlauten ein Mitlaut steht!

3. Suche 10 Wörter, in denen zwischen zwei Selbstlauten zwei Mitlaute stehen!

4. Übe die Silbentrennung an Lesestücken!

§ 13. Kurze und lange Silben.

1.

Dach, Tag, Bach, Buch, Loch, Lob, Tisch, Schlaf, Licht, Rad; Art, Stab, Mut, Welt, Wald, Held, gut, zart, wild, schön, groß, hart.

Sache, Rose, Wache, Rebe, Kuchen, Michel, Sprache, Richter, Faden, Flasche, Vater, Geburt, Bezirk, Gericht; lachen, schlafen, waschen, schaden, sprechen, rufen.

Aufgaben.

1. Unterscheide bei jeder Silbe, ob sie lang oder kurz ausgesprochen wird!

2. Schreibe in Säulenform unter einander a) alle kurzen, b) alle langen einsilbigen Wörter, c) alle Wörter mit zwei kurzen Silben, d) alle Wörter mit einer kurzen und einer langen Silbe.

2.

Mann, Kinn, Sinn, Sonne, Tenne, Pfanne; Lamm, Schlamm, dumm, Sommer, Zimmer, Hammer; Ball, Fall, hell, Füllen, Wolle, Schnalle; Herr, Narr, starr, Pfarrer, Karren, zerren; Pfiff, Puff, Koffer, Löffel, hoffen, treffen; Schutt, Blatt, glatt, Sattel, bitter, zittern; Rippe, Lippe, Puppe, Pappel, plappern, klappern; Messer, Essig, Schüssel, Tasse, lassen, fassen.

Aufgaben.

1. Schreibe alle Dingwörter nach dem Geschlecht unter einander, und setze das Geschlechtswort vor!

2. Trenne alle zweisilbigen Wörter in ihre Silben!

3.

Bock, Rock, Stock, Sack, Stück, Blick, Decke, Brücke, Lücke, Rücken.

Satz, Sitz, Blick, Netz, Schutz, Mütze, Ritze, Hitze, Schwaben, heizen.

Faß, Roß, Schloß, Schluß, Ruß, Baß, Paß, Schuß, Haß, naß.

Aufgaben.

1. Schreibe obige Dingwörter nach dem Geschlecht unter einander, und setze des Geschlechtswort vor!

2. Schreibe dieselben, soweit es angeht, in der Mehrzahl, und trenne sie in ihre Silben!

4.

Haar, Saal, Paar, Aar, Saat; Moos, Boot, Moor; Heer, Meer, Beet, Klee, See, Schnee, leer, leeren.

Bier, Brief, Glied, Lied, Kies, Knie, Schmied, Riez, Diele, Biene, Fliege, Fieber, Miene, Miete, Kiegel, Schwiele.

Kohl, Mehl, Stahl, Pfahl, Stuhl, Mahl; Lehm, Ruhm, lahm, zahm, ihm, nehmen; Bahn, Lohn, Hahn, Huhn, ihn, mahnen; Jahr, Rohr, Uhr, ihr, mehr, wehren.

Aufgaben.

1. Schreibe obige Dingwörter, soweit es angeht, in der Mehrzahl und trenne sie in ihre Silben!

2. Schreibe folgende Wörter ab und wende sie sodann in Sätzen an.

Herr, Heer — Beet, Bett — Stall, Stahl — Höhle, Hölle — Schiffer, Schiefer — Kahn, kann — Henne, Hähne — schief, Schiff — Müller, Mühle — lahm, Lamm — Saat, satt — stehlen, stellen — prahlen, prallen — Star, starr — Aal, all.

§ 14. Großer Anfangsbuchstabe.

1. Der **W**ald, der **A**cker, die **W**iese, die **F**läche, das **B**rot, das **W**asser; die **S**chweiz, **D**eutschland, **F**rankreich; der **R**hein, die **A**are, der **S**äntis, die **G**rimmel; **B**ürich, **B**ern, **L**uzern; **H**einrich, **A**dolf, **H**edwig, **G**ertrud.

2. Winkelried starb den Tod fürs Vaterland. Er sprach: „Ich will euch eine Gasse machen.“ Was taten die Eidgenossen auf dem Rütli? Sie stifteten einen Bund zur Vertreibung der Bögte. Hätte doch der Landvogt den Apfelschuß nicht verlangt! Wie schrecklich, wenn Tell sein Kind getroffen hätte! Sei nie grausam gegen deine Mitmenschen!

3. Ein Brief.

Liebe Marie!

Mit Jubel ergreife ich die Feder, um Dir für Deine lieben Zeilen zu danken. Meine guten Eltern haben mir erlaubt, Deine Einladung anzunehmen, und so werde ich nächste Woche bei Euch eintreffen. Welch herrliche Sommerferien wird das geben! Mit Ungeduld seh' ich dem Schluß der Schule entgegen. Wie wollen wir uns in Euerm Haus und Garten tummeln! Doch wir werden nicht den ganzen Tag Zeit zum Spielen haben, denn ich muß für meinen Vater ein Paar Pantoffeln brodieren. Auch hast Du mir geschrieben, Du hättest von Deiner Patin zum Geschenk ein neues Buch erhalten, das wir zusammen lesen wollen.

Sage den besten Dank und recht herzliche Grüße Deinen Eltern und Geschwistern von meinen Eltern und insbesondere von mir. Auf frohes Wiedersehen!

Deine Freundin

Mathilde.

Aufgabe.

Weise in vorstehenden Beispielen, dann in einzelnen Lese-
stücken nach, wo und warum ein großer Anfangsbuchstabe
stehen muß!

§ 15. Ergebnisse.

1.

1. Ein Satz entsteht, wenn man von einem Gegenstand etwas aussagt.

2. Jeder Satz hat zwei Satzglieder, sie heißen Satzgegenstand und Satzaussage.

3. Der Satzgegenstand steht auf die Frage wer oder was.

4. Die Sahaussage sagt entweder 1. was der Satzgegenstand tut, oder 2. was ihm getan wird, oder 3. wie er ist, oder 4. was er ist.

2.

5. Der Satzgegenstand kann durch ein Dingwort oder durch ein Fürwort ausgedrückt werden.

6. Das Dingwort nennt den Gegenstand, es ist der Name eines Gegenstandes. Das Fürwort nennt ihn nicht, es bezeichnet ihn nur.

3.

7. Die Sahaussage kann ausgedrückt werden 1. durch ein Tätigkeitswort allein, 2. durch ein Tätigkeitswort mit Hilfswort, 3. durch ein Eigenschaftswort mit Hilfswort, 4. durch ein Dingwort mit Hilfswort.

8. Die Sahaussage ist entweder einfach oder zusammengesetzt, im letztern Falle besteht sie aus dem Satzband und dem Ausgesagten.

4.

9. Man unterscheidet am Dingwort drei Geschlechter: das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht.

10. Das Geschlecht des Dingwortes wird durch ein besonderes Wörtchen ausgedrückt, welches Geschlechtswort oder Artikel genannt wird.

11. Jedes Geschlechtswort ist ein männliches, weibliches oder sächliches.

12. Die Geschlechtswörter werden auch in bestimmte und unbestimmte unterschieden, die bestimmten sind: der, die, das; die unbestimmten heißen: ein, eine, ein.

5.

13. Ein Dingwort kann in der Einzahl oder in der Mehrzahl stehen. In der Einzahl bezeichnet es einen Gegenstand, in der Mehrzahl aber mehrere Gegenstände.

14. Die Mehrzahlform wird aus der Einzahlform gebildet, teils durch den Umlaut (ä, ö, ü, äu), teils durch die Endungen e, er, en oder n.

6.

15. In der Sprache unterscheiden wir drei Personen: die sprechende oder erste Person, die angesprochene oder zweite Person und die besprochene oder dritte Person.

16. Die drei Personen werden durch besondere Wörtchen bezeichnet, welche man persönliche Fürwörter nennt.

17. Da jede Person in der Einzahl oder in der Mehrzahl stehen kann, so gibt es drei persönliche Fürwörter der Einzahl (ich, du, er) und drei der Mehrzahl (wir, ihr, sie).

18. Bei der dritten Person Einzahl unterscheidet die Sprache überdies auch das Geschlecht. Es gibt darum für die dritte Person Einzahl drei Fürwörter (er, sie, es), mithin im ganzen acht persönliche Fürwörter (ich, du, er, sie, es; wir, ihr, sie).

7.

19. Die Satzaussage stimmt in Zahl und Person mit dem Satzgegenstand überein.

20. Nach der Person des Satzgegenstandes hat die Satzaussage drei Personalformen in der Einzahl und drei in der Mehrzahl.

21. Die meisten Tätigkeitswörter bilden ihre Personalformen ganz regelmäßig: die erste Personalform Einzahl durch die Endung „e“, Mehrzahl durch die Endung „en“; die zweite Personalform Einzahl durch die Endung „est“ oder „st“, Mehrzahl durch die Endung „et“ oder „t“; die dritte Personalform Einzahl durch die Endung „et“ oder „t“, Mehrzahl durch die Endung „en“ oder „n“.

22. Manche Tätigkeitswörter nehmen überdies in der zweiten und dritten Personalform Einzahl den Selbstlaut „i“ oder „ie“ an, wie sprechen und lesen (du sprichst, du liest), oder sie bilden ihre Personalformen auf eigentümliche Weise, wie können und dürfen, sein und haben u. a. Diese Formen sind durch vielfache Übung besonders einzuprägen.

8.

23. Jede Tätigkeit geschieht in einer bestimmten Zeit. Entweder geschieht sie jetzt (in der Gegenwart) oder sie ist schon geschehen (in der Vergangenheit) oder sie wird erst geschehen (in der Zukunft).

24. Nach den drei Zeiten unterscheidet man am Tätigkeitswort drei Hauptzeitformen. Sie heißen Gegenwart, einfache Vergangenheit und einfache Zukunft.

25. Die Gegenwart wird am Tätigkeitswort nicht besonders bezeichnet. Die einfache Vergangenheit wird durch die Hilfszeitwörter sein und haben, die einfache Zukunft durch das Hilfszeitwort werden ausgedrückt.

26. Es gibt eine Zeitform der Vergangenheit, welche am Tätigkeitswort selbst bezeichnet wird. Sie heißt Mitvergangenheit.

27. Die Mitvergangenheit wird ausgedrückt durch den Ablaut oder durch die Endung „et“ oder „t“. Darnach werden alle Tätigkeitswörter in ablautende und nicht ablautende unterschieden.

28. Nach der Redeweise unterscheidet man die Sätze in Meldungsätze, Frageätze, Wunschätze und Befehlsätze.

29. Man kann durch das Tätigkeitswort selbst die Tätigkeit als eine wirkliche oder als eine mögliche (gewünschte) oder als eine notwendige (befohlene) darstellen. Darnach gibt es drei Aussagesformen des Tätigkeitswortes: die Wirklichkeitsform, die Möglichkeitsform und die Befehlsform.

9.

30. Es gibt Sätze, in welchen außer dem Satzgegenstand und der Satzaussage noch andere Satzglieder vorkommen. Diese heißen Erweiterungen. Sie gehören entweder zum Satzgegenstand oder zur Satzaussage. Sätze, welche nur aus Satzgegenstand und Satzaussage bestehen, sind reine einfache Sätze. Enthält ein einfacher Satz noch Erweiterungen, so ist er ein erweiterter einfacher Satz.

10.

31. Jeder Satz besteht aus einzelnen Wörtern.

32. Jedes Wort hat eine oder mehr als eine Silbe. Die Wörter sind demnach einsilbig oder mehrsilbig. Ein mehrsilbiges Wort kann zwei-, drei-, viersilbig u. s. w. sein.

33. Was mit einem Schläge ausgesprochen wird, ist eine Silbe. Bach. Ro-se. Li-ne-al. Schie-ser-ta-fel.

34. Jede Silbe besteht aus einem oder mehr als einem Laut. A-tem. An-zug. Dach-bo-den.

35. Die Laute klingen entweder hell wie a, o, u — oder leise wie m, g, b. Sie sind Hellaute (Selbstlaute) oder Leislaute (Mitlaute).

36. Die Selbstlaute werden eingeteilt in

1. einfache: a, e, i, o, u.

2. Umlaute: ä, ö, ü.

3. Doppellaute: au, ai, ei, eu, äu.

37. Die Laute werden durch Buchstaben bezeichnet. Die Laute hört man, sie werden gesprochen. Die Buchstaben sieht man, sie werden geschrieben.

11.

38. Am Ende einer Zeile muß das letzte Wort oft getrennt werden. Einsilbige Wörter werden nicht getrennt.

39. Mehrsilbige Wörter werden nach Sprechsilben getrennt. Klei-der, nicht Kleid-er; Bil-dung, nicht Bild-ung.

40. Wenn zwischen zwei Selbstlauten ein Mitlaut steht, so kommt der Mitlaut zur zweiten Silbe. Blu-me; Grä-ser; se-hen.

41. Wenn zwischen zwei Selbstlauten zwei Mitlaute stehen, so kommt der erste Mitlaut zur ersten und der zweite Mitlaut zur zweiten Silbe. Wech-sel; schar-tig; bit-ter.

12.

42. Nach einem kurz ausgesprochenen Selbstlaut wird der Mitlaut verdoppelt. — Ball; Kamm; Schiff; Rippe.

43. Statt des doppelten **k** oder **z** steht **ck** oder **z**. — Statt des doppelten **f** steht am Ende einer Silbe **ff**. Stock; Saß; Brücke; Kaze; naß, Näs-se.

44. Folgen nach einem kurz ausgesprochenen Selbstlaut zwei Mitlaute, so wird keiner verdoppelt. — Wald; Luft; kalt; oft.

45. Werden die Selbstlaute **a**, **o**, **e** lang ausgesprochen, so werden die Buchstaben **a**, **o**, **e** in vielen Wörtern verdoppelt. — Haar, Saal; Moos; leer; aber: das Härchen, die Säle, das Möschen.

46. Nach langem **i** wird häufig ein **e** als Dehnungszeichen gesetzt. — Brief, Riegel, die, nie.

47. Folgt nach dem lang ausgesprochenen Selbstlaut ein **l**, **m**, **n** oder **r**, so setzt man gewöhnlich das Dehnungszeichen **h**. — Kohl, Rahm, Mähne, Zähre.

48. Silben mit einem Doppelselbstlaut sind stets lang. — Haus, Waise, Weise, Leute, läuten.

13.

49. Im Anfang jedes Schriftstückes steht ein großer Anfangsbuchstabe.

50. Jedes Dingwort wird mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben.

51. Nach einem Punkt, Doppelpunkt, Fragezeichen oder Ausrufzeichen folgt ein großer Anfangsbuchstabe.

52. In Briefen werden die Fürwörter für die angesprochene Person mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben.

Realistische Abteilung.

Erster Abschnitt.

Heimatkunde.

1. Die Heimat.

Im Elternhause ist das Kind daheim. Der gute Vater bewacht es sorglich, und die treue Mutter pflegt es liebevoll. Mit und neben ihm spielen und scherzen liebe Geschwister. Es lebt froh und glücklich im Kreise seiner teuren Familie.

In der Schule vereinigen sich fast täglich die schulpflichtigen Kinder des Wohnorts zum Unterrichte. Ein Lehrer lehrt und erzieht die lernbegierige Jugend. Unter seiner Leitung fühlen die Schüler sich wohl. Sie lernen sich kennen, vertrauen und lieben.

Auch neben der Schulzeit finden sie sich etwa zusammen. Alsdann ergötzen sie sich bei frohen Spielen und heitern Gesängen. Jauchzend durchziehen sie mitunter Flur und Wald und freuen sich der herrlichen Natur. Ganz besonders willkommen sind der gesamten Schülerschar zeitweise Ausflüge auf die nahen Höhen. Staunend blicken sie alsdann hinaus ins schöne Heimatland.

Beantwortet folgende Fragen: Wie heißt dein Wohnort? Ist er auch zugleich dein Heimatort? Bei wem wohnst du? Welche Glieder gehören zu deiner Familie? Was lernst du in der Schule? Wie heißt dein Lehrer? Was bist du den Eltern und dem Lehrer schuldig?

2. Das Schulhaus.

Das nachstehende Bild stellt das Schulhaus in Aberg dar. Dasselbe ist eine Zierde der Ortschaft. Das schmucke,

schöne Gebäude steht auf sonniger Höhe. Freundlich ladet es die muntere Kinderschar zu sich ein. Kommt, wir wollen seine Einrichtung von unten bis oben kennen lernen!



Der Haupteingang befindet sich auf der Hinterseite. Er führt zunächst in den Vorbau, in welchem die Aborte angebracht sind. Auf einer breiten, steinernen Treppe gelangen wir in die mit Steinplatten belegte Hausflur (Korridor). Ihre Länge beträgt ungefähr das Vierfache der Breite. Links und rechts betreten wir je ein hohes, geräumiges Lehrzimmer. Auf der Frontseite des Hauses führt ein Ausgang in den Garten, darf aber von den Schülern nicht benutzt werden. Durch vergitterte Tür- und Rundbogenfenster bringt hier das Licht in den weiten Korridor.

Wir steigen im Treppenhaus an hohen, hellen Fenstern und wohlverschlossenen Aborten vorbei ins zweite Stockwerk. Rechts bemerken wir die Türe zum dritten Lehrzimmer und links sind zwei Eingänge zur Lehrerwohnung. Die erforderliche Beleuchtung erhält der mit Eichenholz belegte Korridor durch das Mittelfenster der Frontseite, sowie vom Treppenhaus her.

Besuchen wir nun auch noch den Dachboden. Da finden wir unter dem Frontgiebel das ziemlich große, helle Zimmer der Arbeitsschule. Überdies sind noch zwei Schlaf-

Kammern, zwei Holzbehälter und ein hinreichender Raum zum Trocknen der Wäsche vorhanden.

Die innere Einrichtung des Hauses entspricht also seiner äußern Ausstattung vollständig.

Fragen: Wo steht euer Schulhaus? Wie viele Stockwerke hat es? Welche Räumlichkeiten sind vorhanden? Welche Lage haben Lehrzimmer und Lehrerwohnung? Wo ist das Arbeitsschulzimmer? Auf welcher Seite befindet sich der Eingang zum Schulhaus? Wie sind die Treppen und Gänge beschaffen? Wo sind die Abtritte angebracht? Wozu wird der Windenraum benutzt?

3. Das Schulgelände.

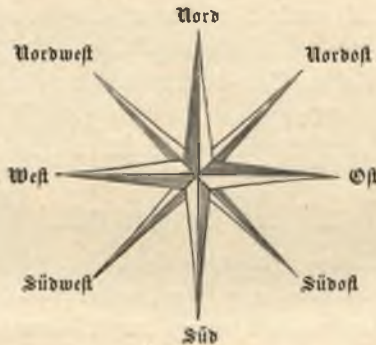
Zum Schulhause gehört außerhalb des Baugrundes eine kleine Liegenschaft, das Schulgelände. Auf der Frontseite des Hauses liegt der auf zwei Seiten eingezäunte Schulgarten. Er steht dem Lehrer, der das Haus bewohnt, zur Benutzung zu. Links und rechts ziehen sich zwei weite Turnplätze hin. Sie sowohl als der Garten sind am vordern Rande von einer Stützmauer begrenzt. Unterhalb derselben senkt sich der Boden allmählich ab. Er gehört nicht zum Schulhausgelände. Auf dem einen der Turnplätze steht in der Nähe der Mauer die Turnhalle, und der übrige Raum ist mit verschiedenen Turngeräten versehen. Der andere Turnplatz wird für die Frei- und Ordnungsübungen verwendet. Auf der Rückseite des Schulhauses befindet sich überdies noch ein ausgedehnter Spielplatz, dessen Rand mit schattigem Buschwerk geziert ist.

In den vier Ecken des Schullandes bezeichnen Marksteine die Grenze desselben. Diese ist insbesondere noch auf drei Seiten durch eine Grünhecke, auf der vierten durch eine Stützmauer besetzt. Unmittelbar neben dem Haupteingange zum Schulhause spendet ein laufender Brunnen frisches, klares Quellwasser. Die Liegenschaft ist Eigentum des Schulorts.

Aufgabe: Beschreibt euere Schulhausliegenschaft!

4. Die Himmelsgegenden.

Nach dem Sonnenstande werden vier Tageszeiten unterschieden: Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht. Wenden wir mittags den Blick nach der Sonne, so haben wir



vor uns die Richtung nach der Mittagseite oder nach Süden. Rechts liegt die Abendseite oder Westen, links die Morgenseite oder Osten. „Rechts um — kehrt!“ Vor uns haben wir jetzt die Seite, auf welcher die Sonne sich niemals erblicken läßt. Das ist die Mitternachtseite oder Norden. In dieser Stellung liegt hinter uns Süden, rechts Osten, links Westen. Diese vier verschiedenen Richtungen heißen Himmelsgegenden. Als Hauptrichtung gilt diejenige von Süden nach Norden. Nach ihr werden die Mittelrichtungen oder Zwischenhimmelsgegenden bestimmt. Sie heißen Südost und Südwest, Nordost und Nordwest.

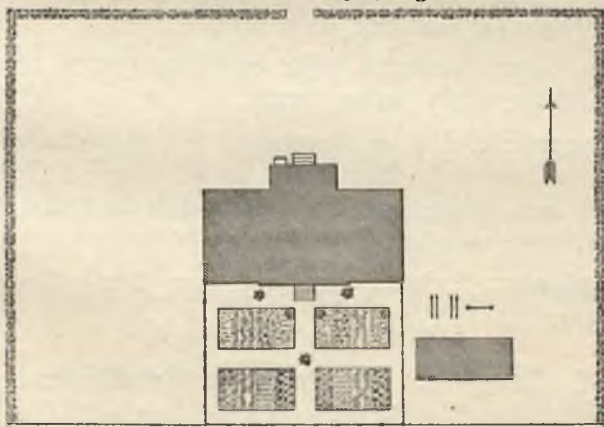
Welche Stellung hat nun das Schulhaus in Aaberg? Das läßt sich allerdings aus dem Bilde nicht ersehen. Es muß also mitgeteilt werden. Die Frontseite ist südwärts oder südlich gerichtet, die Rückseite dagegen nordwärts oder nördlich. Die Lehrerwohnung und das unter ihr liegende Lehrzimmer nehmen die östliche Seite der beiden Stockwerke ein, die beiden andern Schulzimmer aber die westliche. Die Turnhalle steht südöstlich, der Garten liegt südlich.

Die Lage der Örtlichkeiten wird überhaupt nach den Himmelsgegenden bestimmt. So verhält es sich auch mit der Richtung der Winde. Man spricht demnach z. B. vom Nordwind, Westwind, Südostwind. Der warme Südwind ist unter dem Namen Föhn bekannt. Der kalte Nordwind wird etwa als Bise bezeichnet. Dem West- und Südwestwind folgt meist Regen, während der Nord- und Ostwind gewöhnlich trockene Witterung bringen. Vorstehende Zeichnung, die sogenannte Windrose, stellt sämtliche Haupt- und Zwischenhimmelsgegenden dar.

Fragen: Wo steht die Sonne am Morgen, Mittag, Abend? Welche Himmelsgegend heißt Süden, Norden, Osten, Westen? Wo liegt Südost, Nordost, Südwest, Nordwest? Wie heißen jene, wie diese Himmelsgegenden? Wozu dient die Unterscheidung der Haupt- und Zwischenhimmelsgegenden? Wie werden die Winde unterschieden? Wie heißt die bildliche Darstellung der sämtlichen Himmelsgegenden?

Auf welcher Seite sind die einzelnen Wände und Winkel euers Lehrzimmers? Welche Richtung haben eure Schultische? Wo steht der Ofen, wo das Pult des Lehrers, wo der Wandkasten u. s. w.? Welche Lage hat die Lehrerwohnung? Wo ist der Eingang zum Schulhause? Wo sind die Abtritte? Nach welcher Richtung liegen der Turnplatz, die Turnhalle, der Schulbrunnen u. s. w.?

5. Grundplan des Schulgebäudes.



Was bedeutet die vorstehende Zeichnung? Sie stellt die Form des Schullandes in Aberg und seiner einzelnen

Teile, sowie die Grundfläche seiner Gebäulichkeiten dar. Eine solche Zeichnung heißt ein Grundplan. Derselbe ist genau nach der Windrose angelegt, so daß sich die Nordseite nach oben, die Südseite nach unten richtet. Rechts befindet sich also die Ostseite, links die Westseite. Die Hauptrichtung von Süd nach Nord wird durch den Pfeil angedeutet.

In der Mitte des Grundstücks ist die Grundfläche des Schulhauses verzeichnet. Seine Längenrichtung erstreckt sich von Ost nach West, seine Breite von Süd nach Nord. Südwärts vom Hause liegt der Schulgarten mit seinen vier Hauptbeeten und den Rand- und Mittelwegen. Zwei dürre oder künstliche Hecken schließen ihn ost- oder westwärts von den Turnplätzen ab. Sie ziehen sich in der Richtung der Breiten des Schulhauses hin. Östlich und westlich sind die beiden Turnplätze verzeichnet, und nördlich breitet sich auf der ganzen Länge des Schullandes der Spielplatz aus. Hier stehen hart am Vorbau neben der Haustür der Brunnenstock und der Brunnentrog eingezeichnet. Auf der Südseite des östlichen Turnplatzes, also südwestlich vom Schulhause, findet sich die Grundfläche der Turnhalle. Bäume und Buschwerk, sowie die Grünhecken längs der östlichen, nördlichen und westlichen Grenzen sind leicht zu erkennen.

Ein solcher Grundplan mußte angefertigt werden, bevor die Gebäulichkeiten erstellt werden konnten.

Fragen: Was ist ein Grundplan? Wie ist der obige angelegt (Himmelsgegenenden)? Woraus läßt sich das erkennen? Was kann man aus einem Grundplan ersehen? Wie werden die Gebäulichkeiten dargestellt? Wie die offenen Grundstücke?

Aufgabe: Versucht einen Plan eurer Schulhausliegenschaft zu entwerfen!

6. Die nächste Umgebung des Schullandes.

Es ist uns bereits bekannt, daß das Schulhaus auf einer kleinen Anhöhe oberhalb des Dorfes Aaberg steht. Auf derselben dehnt sich nördlich, nordwestlich und nordöstlich eine

ziemlich ebene Fläche aus, von welcher der Boden nordwärts allmählich wieder ansteigt. Eine solche Fläche heißt Terrasse. Unmittelbar hinterhalb des Schulhauslandes zieht sich in der Richtung von Ost nach West eine Straße auf der Terrasse hin. Sie führt westwärts nach dem Weiler Wolfen, der etwas tiefer liegt. Nördlich vom Schulhause steht jenseit der Straße ein großes Bauernhaus nebst Scheune und Stallung. Es ist der Hof Bühl. Nordwestlich sind die Höfe Schmitten und Kanten. Ostwärts gelangt man auf der Straße am Pfarrhaus vorbei zur Kirche und zum Gottesacker. Weiter führt sie nicht. Zwischen dem Schulhaus und der Kirche wird diesselbe in der Richtung von Südwest nach Nordost von der sogenannten Bergstraße durchschnitten. Ihr zur Seite sprudelt ein Bächlein, das sich durch „Straßendohlen“ bald links, bald rechts wendet. Auf der Südseite des Schul- und Pfarrhauses, der Kirche und des Friedhofs senkt sich der Boden ganz allmählich bis zum Dorfe ab. Er bildet einen Abhang. Ebenso zeigt sich eine Einsenkung zwischen dem Schul- und Pfarrhaus. Durch dieselbe ziehen sich die Bergstraße und das Bächlein zum Dorf hinunter. Die Hänge links und rechts sind mit Reben bepflanzt und bilden zusammen einen schönen Weinberg. Auf der Terrasse wechseln Acker- und Wiesland. Zu den seitwärts gelegenen Höfen Schmitten und Kanten führt eine Nebenstraße.

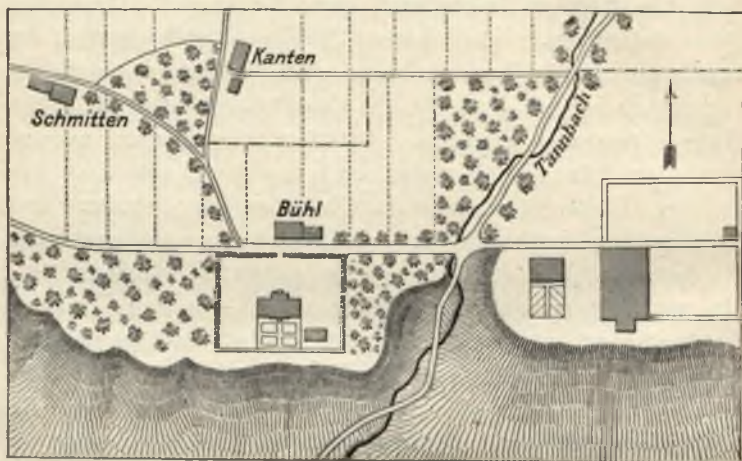
Fragen: Was ist eine Terrasse? Was nennt man einen Hof, was einen Weiler? Was ist eine Straßendohle? Wozu dient sie? Woraus wird sie gebaut? Was für einen Abhang nennt man eine Einsenkung?

Welche nächste Umgebung hat eure Schulhausliegenschaft? Welche Lage haben die einzelnen Teile dieser Umgebung zum Schulhause?

7. Darstellung der nächsten Umgebung der Schulhausliegenschaft.

Der vorliegende Plan ist ganz ähnlich angelegt wie derjenige der Schulhausliegenschaft. Der Pfeil bezeichnet wiederum die Richtung von Süden nach Norden. Rechts ist Osten, links Westen. Der obige Plan stellt aber nicht bloß eine Liegen-

schaft, sondern auch ihre nächste Umgebung dar. Diese besteht in Hinsicht auf die Bodengestaltung aus einer Ebene und einem Abhang. Es fragt sich also, wie beide Flächen durch die Zeichnung von einander zu unterscheiden seien.



a) Die Ebene.

Diese wird, soweit sie in den Rahmen der Zeichnung fällt, durch die lichte Fläche des Papiers dargestellt. In dieselbe lassen sich zunächst die Verkehrswege in ihrer Haupttrichtung, sowie in jeder Abbiegung oder Krümmung einzeichnen. Haupt- und Nebenstraßen werden durch zwei feine, gleichlaufende Linien angedeutet, welche den beidseitigen Straßenrand bezeichnen. Der größere oder geringere Abstand derselben gibt also annähernd die Straßenbreite an. Bei Fußwegen genügt eine einzige feine Linie.

Die Grundflächen der Gebäude werden nach ihrer Größe, gegenseitigen Lage, Entfernung und Richtung möglichst genau eingezeichnet. Durch Schraffierung lassen sie sich leicht erkennbar machen.

Die offenen Grundstücke, wie Gärten, Wiesen und Felder, haben meist ihre geradlinige Grenze. Als solche wird sie durch feine unterbrochene Linien angedeutet. Die Abgrenzung

der Höfe läßt sich durch ebensolche, mit Punkten wechselnde Linien darstellen, soweit sie nicht durch Verkehrswege, Mauern oder Hecken festgestellt ist. Diese letztern, sowie Buschwerk und Bäume erfordern nicht notwendigerweise eine Darstellung, dennoch ist sie in dem vorliegenden Plane aufgenommen worden.

Fragen: Welche Lage haben Pfarrhaus, Kirche und Friedhof vom Schulhaus aus? Wo liegen die Gebäulichkeiten der Höfe Bühl, Schmitten und Kanten? Welche Verkehrswege verbinden dieselben unter einander und mit dem Schulhaus und der Kirche? Was für ein Grundstück liegt auf der Westseite des Schulhauses, ferner zwischen den Gebäuden der Höfe Schmitten und Kanten, sowie nordwärts vom Pfarrhause?

b) Der Abhang.

Am südlichen Rande der Ebene zieht sich die obere Grenze des Abhanges in einer krummen Linie hin. Sie bildet zugleich die südliche Begrenzung des Eigentums der Kirche, des Pfarrhauses, des Schulhauses und des Hofes Schmitten. Zu diesem gehört nämlich auch der Baumgarten westlich von der Schulhausliegenschaft.

Der Abhang selbst wird durch mehrere schraffierte Reihen angedeutet. Diese bezeichnen die stufenweise Absenkung des Bodens. Aus ihren Richtungsveränderungen lassen sich teils dessen größere oder geringere Einsenkungen, teils die Lage des Abhanges erkennen. Die einzelnen feinen Striche jeder Reihe geben die Richtung der Absenkung an. Aber auch die Strichlänge hat ihre Bedeutung. Kurze Striche bezeichnen eine raschere, lange eine allmählichere Absenkung des Bodens. Überdies werden in jenem Falle die Striche enger, in diesem auf etwas größere Entfernung gezogen.

Aus der vorstehenden Zeichnung ergibt sich, daß der Abhang unterhalb der Kirche sich ganz gleichmäßig hinzieht. Dagegen zeigen sich südlich von dem Baumgarten mehrere Einsenkungen. Weitans bedeutender ist offenbar diejenige zwischen dem Pfarr- und Schulhausgebäude. Von dort fällt der Boden südwestlich, von hier südöstlich ab. In dieser Einsenkung zieht sich die

Bergstraße durch ein enges Tälchen (Tobel) zum Dorf hinunter. Sie erscheint auf dieser Strecke als Hohlweg.

Teils rechts, teils links zur Seite ist der Tannbach gezeichnet. Sein Lauf und seine Windungen sind durch eine krumme Linie angedeutet, die allmählich an Stärke zunimmt. Dadurch soll die wechselnde Richtung des fließenden Gewässers, sowie die merkliche Zunahme seiner Wassermenge angedeutet werden. Wo es durch die Straße unterbrochen erscheint, da fließt es eben unterirdisch durch eine Straßendohle.

Fragen: Was für eine Lage hat der Abhang? In welcher Hauptrichtung zieht er sich fortwärts hin? Woraus läßt sich das eine und andere erkennen? Wodurch werden die stufenweisen Absenkungen dargestellt? Wie viele Stufen der Absenkung sind vorhanden? Wo ist der Abhang am steilsten? Wo senkt er sich ganz allmählich ab? Woraus kann man das eine und andere erkennen? Warum zeigt der Hohlweg eine südwestliche Richtung? Wie mag diese erhebliche Einsenkung entstanden sein? Wie heißt eine bedeutende Einsenkung des Bodens? Warum muß die Bachlinie an Stärke (Breite) zunehmen? Woher rührt die merkliche Zunahme der Wassermenge?

Aufgaben: Zeichnet einige Haupt- und Nebenstraßen, die mit einander in Verbindung stehen! Zeichnet Bäche in nördlicher, nordwestlicher, nordöstlicher, südwestlicher Richtung! Zeichnet einen südöstlichen, westlichen, nordöstlichen Abhang ohne und mit Einsenkungen! Zeichnet einen Bergabhang, der von Osten nach Süden umbiegt! Zeichnet den Grundplan eines Gebäudes! Entwerfet eine Zeichnung der nächsten Umgebung eurer Schulhausliegenschaft!

8. Das Dorf Aaberg.

Das Dorf Aaberg liegt unmittelbar am Fuße des erwähnten Abhangs. Seinen Namen hat es von der Aa, einem ziemlich wasserreichen Bache. Derselbe bricht auf der Ostseite des Kirchhofes aus felsiger, waldiger Schlucht hervor, in welcher ein Steinbruch ausgebeutet wird. Südlich von der Kirche wendet sich die Aa westwärts und nimmt oberhalb des Dorfes den kleinen Tannbach als Zufluß auf. Alsdann

fließt sie in südlicher Richtung durch die Ortschaft, ist aber hier vorsichtshalber beiderseits durch Mauern eingedämmt. An mehreren Stellen sind Schleusen angebracht, damit das Wasser bei einem allfälligen Brandunglück geschwellt werden kann.

Mitten im Dorfe führt die Landstraße über eine gewölbte, steinerne Brücke, die mit eisernen Geländern versehen ist. Überdies dienen zur Verbindung des rechten und linken Ufers noch zwei hölzerne Brücken nebst mehreren Stegen. Längs des Baches zieht sich zu beiden Seiten je eine breite Dorfstraße hin, die wiederum mit Querstraßen verbunden ist.

Aaberg erfreut sich einer genügenden Anzahl laufender Brunnen, die ein vortreffliches Trinkwasser liefern. Die gemeinsame Wasserleitung hat ihre Quelle ziemlich weit oberhalb des Dorfes. Die hölzernen Brunnenstöcke und Tröge sind vor wenigen Jahren durch steinerne ersetzt worden, und es wird auf die Reinhaltung des Wassers großer Wert gelegt. Zu diesem Zwecke ist an jedem Brunnenstocke eine Verbotttafel angeschlagen, welche allfällige Verunreinigungen mit Buße bedroht.

Zu den schönsten Gebäulichkeiten gehören außer dem Schulhaus, der Kirche und dem Pfarrhaus der Gasthof nebst mehreren Privathäusern. Sie sind ohne Ausnahme bis unters Dach aus Stein (massiv) gebaut. Die übrigen Gebäude bestehen mehr oder weniger aus Riegelwerk. Alle Dächer sind mit Ziegeln gedeckt. Wohnhaus, Scheune und Stallung bilden meist ein zusammenhängendes Gebäude. Vor jedem Bauernhause erblickt man einen Hofplatz oder ein Gärtchen. Der Holzstoß vor den niedern Fenstern der Wohnungen und die Düngerstätte nächst der Stalltüre fehlen nirgends. Aaberg ist ein Bauerndorf.

Aufgabe: Beschreibt in ähnlicher Weise euer Dorf!

9. Das Dorfgelände.

Rings um das Dorf Aaberg gehört der Grund und Boden auf weiter Strecke seinen Bewohnern. Er besteht

aus zahlreichen größern und kleinern Grundstücken. Jeder Bauer (Landwirt) besitzt einen Teil desselben als sein Eigentum. Er ist Grundbesitzer. Sämtliche Grundstücke sind



durch Marksteine genau von einander abgegrenzt, und alle zusammen bilden das Dorfgelände, den Dorfbann oder die Gemarkung.

Fast hinter jedem Bauernhause liegt in nächster Nähe ein Baumgarten. So heißen die mit Gras bewachsenen Grundstücke, wenn sie mehr oder weniger dicht mit Obstbäumen besetzt sind. Der Boden wird stark gedüngt, darum ist hier der Graswuchs üppig. Auch die Bäume finden reichliche Nahrung, so daß sie in günstigen Jahrgängen einen erfreulichen Ertrag liefern.

Auf der Ost- und Westseite des Dorfes gewahrt man weite Flächen Ackerlandes. Da wechseln Getreide-, Kartoffel- und Kleepflanzungen. Von der Landstraße, sowie von den Dorfstraßen aus führen mehrere Feldwege zu denselben.

Auf der Südseite breitet sich rechts und links der Aa ein herrliches Wiesengelände aus. Welch ein reges Leben herrscht dort unten zur Zeit der Heuernte! Weiter abwärts beginnt der Boden sumpfig zu werden. Ein weites Riet- und Torf-land dehnt sich bis an den Betten aus, in dessen ruhig fließendes Wasser sich die Aa ergießt.

An der Nordseite des Dorfes zieht sich der mit Nebengeschmückte Abhang hin, und weiter oben erhebt sich hinter den Höfen Bühl, Schmitten und Ranten ein ansehnlicher, bewaldeter Höhenzug, der Stollen. Die diesseitige Waldung ist Eigentum der Bewohner Aabergs. Auch der Weiler Wolfen gehört zur Gemarkung. Dieselbe erstreckt sich demnach in weitem Umkreise zu Berg und Tal.

Fragen: Was ist über die Bodengestaltung eures Gemeindebannes zu sagen? Welches Ausgelände besitzen die Bewohner eures Dorfes? Welche Lage hat es? Wie heißen die einzelnen Teile? Worin besteht der Hauptertrag? Welche kleinern Ortschaften gehören zu euerm Dorfe?

Aufgabe: Beschreibet euer Dorfgelände!

10. Die Bevölkerung.

Die Bewohner des Dorfes bilden zusammen dessen Einwohnerschaft oder Bevölkerung. Dazu gehören sämtliche Familien und Familienglieder, groß und klein, Erwachsene und Minderjährige. Bei der letzten Volkszählung wurden 154 Familien mit 875 Personen oder Köpfen verzeichnet.

Jede Familie sorgt und lebt für sich. Sie bildet eine Haushaltung. Alle Haushaltungen zusammen haben ein gemeinsames Eigentum. Hiezu gehören die Straßen und Brücken, die Wege und Stege, die Wasserleitung und die Brunnen, der Dorfbach und die Löscheinrichtungen nebst dem Spritzenhaus. Überdies ist für gemeinsamen Schul- und kirchlichen Unterricht, für Ordnung und Sicherheit bei Tag und Nacht gesorgt. Die Kosten werden gemeinsam getragen und durch Steuern gedeckt. Die gesamte Bevölkerung des Dorfes erscheint gleichsam als eine große

Haushaltung. Eine Ortschaft, deren Einwohner gemeinsames Eigentum besitzen und die jeweiligen Kosten gemeinsam bezahlen, bildet eine Gemeinde.

Jede Haushaltung hat aber auch ihr eigenes Besitztum. Dasselbe besteht wenigstens aus einem Hausrat. Nicht jede Familie hat zugleich noch ein eigenes Haus oder gar dazu Grund und Boden in der Nähe desselben. Jene Gemeindebewohner sitzen zur Miete, sie sind Mietsleute. Wer unbewegliches Eigentum besitzt, ist Grundbesitzer. Diese Einwohner beschäftigen sich mehr oder weniger mit Landwirtschaft. Daneben können sie freilich auch ein Handwerk betreiben. Mietsleute sind zumeist auf ein solches angewiesen und gehören als Handwerker dem Handwerksstande an. Wer seinen Erwerb ausschließlich in der Bewirtschaftung des Bodens sucht, ist ein Landwirt oder Bauer. Er gehört dem Bauernstande an. Aaberg zählt nur solche Handwerksleute, die eben durchaus nicht entbehrt werden können. Sie finden darum auch ihren ordentlichen Verdienst, ihr befriedigendes Auskommen. Eine Bevölkerung darf sich freuen, wenn sie dessen nicht entbehrt.

Fragen: Wann ist die letzte Volkszählung in euerem Dorfe vorgenommen worden? Wie viele Familien und Köpfe? Warum bildet eure Ortschaft eine Gemeinde? Welche Ortschaften bilden keine Gemeinde? Worin besteht das gemeinsame Eigentum eurer Gemeinde? Wodurch werden gemeinsame Kosten verursacht? Wie werden dieselben bestritten? Gibt es in eurer Gemeinde auch Mietsleute? Wie finden dieselben ihr Auskommen? Was haben sie für die Miete zu bezahlen? Welche Zahl ist größer, die der Grundbesitzer oder der Mieter? Auf welche Weise müssen die Grundbesitzer ihr Auskommen oder ihren Erwerb suchen? Werden auch Handel und Gewerbe (Fabrikation) betrieben? Welche? Wie heißen die Arbeiter in Fabriken? Welches sind die besten Eigenschaften eines jeden Arbeiters? Warum?

11. Der Bauer.

Der Bauer ist doch ein vielbeschäftigter Mann! Jahrein, jahraus gibt es für ihn die Hände voll zu tun. Kaum hat er eine Arbeit vollendet, so wartet schon wieder eine andere auf ihn. Das

Ackerland muß teils schon im Herbst, teils erst im Frühjahr gepflügt, besäet und geegget werden. Sobald das Gras reif geworden, beginnt bei anscheinend günstiger Witterung die Heuernte. Kaum aber hat der Landmann das letzte Heu eingebracht, so rüstet er sich schon wieder auf die Getreideernte. Nach ihr kommt die Zeit zur Einsammlung des Grummets (Emdes). Unterdessen reifen Obst und Trauben, Kartoffeln und Rüben. All der reiche Segen muß unter Dach gebracht werden, bevor die Kälte des Winters und mit ihr Schnee und Eis einrücken. Ein bekanntes Sprichwort der Bauern sagt:

Wer im Heuet nicht gabelt,
in der Ernte nicht zappelt
und im Herbst nicht früh aufsteht,
der schau', wie's ihm im Winter geht.

Stehen Feld und Wiesen und Weinberg leer, dann gibt es außer der Pflege des Viehes wieder mancherlei andere Arbeiten. Das Getreide wird gedroschen. Die Obstbäume bedürfen des Schnittes und der Reinigung. Der Dünger muß auf die Wiesen und Felder geschafft werden. Droben im Walde wird Holz gefällt. Man führt es auf Schlitten oder Wagen heim und schiebt es auf. Nur die Nacht, und auch diese nicht immer, gewährt den Landleuten die nötige Ruhe.

Aufgaben: Bildet die Beschreibung nach! Beschreibet die Tätigkeit des Schmiedes, Wagners, Küfers, Dachdeckers oder Maurers u. dgl.!

12. Die Weinlese.

Heiß! Der Herbst ist angekommen, und die Trauben sind reif geworden. Man rüstet sich zur Weinlese. Früh morgens zieht die Winzerschar hinaus in den Weinberg. Sie achtet nicht des Nebels und nicht der Kälte. Doch ist sie froh, wenn sich die Herbstsonne bald blicken läßt. Sorgfältig schneidet man die Trauben vom Weinstocke und füllt damit Gelten und Tansen. Daneben ißt man sich allmählich satt. Die vollen Tansen werden in Fässer oder Kufen geleert, welche auf Wagen in der Nähe des Weinbergs bereit stehen. Hie und da trägt man die süße Last geradenwegs in die Kelter (Trotte), wenn diese nicht allzuweit entfernt ist. Mittags be-

gnügt sich die Winzerschar mit kaltem Tisch, indem sie Brot, Wein und Wurst oder Käse sich schmecken läßt.

Jung und alt sind frohen Mutes. Das Gejauchze beginnt schon am Morgen und ertönt bis zum Abend. Die fröhliche Stimmung der einen Winzerschar findet ihren Widerhall in derjenigen der andern, die im benachbarten Rebgelände beschäftigt ist. Ganz besonders lustig geht es am Abend des letzten Arbeitstages her. Da vereinigt man sich zum gemeinsamen Schmause. Man scherzt und lacht, man singt und tanzt, man ißt und trinkt bis in die tiefe Nacht hinein. Das ist die übliche Schlußfeier der Weinlese.

Aufgabe: Mündliche und schriftliche Wiederholung bei geschlossenem Buche! Beschreibet die Heuernte, die Getreideernte, die Aussaat!

13. Die Nacht.

Hinter den westlichen Höhen ist die Sonne, die Königin des Tages, verschwunden, um ihr Licht und ihre Wärme anderswo zu spenden. Der helle Tag weicht der Dämmerung, und an deren Stelle tritt bald die Dunkelheit. Die Nacht lagert sich nun über der weiten Gegend.

Droben am Himmel aber flimmern viel tausend Sternlein. Sie blinken in lieblicher Pracht hernieder, die schwarze Nacht zu erleuchten. Stille zieht am östlichen Himmel der Mond herauf, die Sternlein als seine Lämmer zu weiden. Freundlich schaut er zu uns herab, indem er sein mattes Licht durch die unheimliche Nacht an unsere Fenster sendet.

Die meisten Geschöpfe schlafen. Nur wenige Tiere benutzen die Finsterniß, um auf Raub auszugehen. Der pflichttreue Nachtwächter schreitet durch die Straßen und bewacht Haus und Hof der schlafenden Bewohner.

Vom Himmel hernieder schaut durch Nacht und Dunkel das allsehende Vaterauge Gottes. Seiner Obhut empfehlen wir uns, bevor wir unser Auge zum Schlummer schließen.

14. Das Talgelände.

Auf der Höhe bei dem Schulhause und der Kirche reicht der Blick weit über die Grenzen der Gemeinde Aaberg hinaus.



Es lohnt sich der Mühe, die ganze Umgegend ins Auge zu fassen und kennen zu lernen.

Gegenüber unserm Stollen zieht sich der bewaldete Blankenberg in gleichlaufender Richtung hin. An seinem Abhange bemerkt man mehr oder weniger tiefe Einsenkungen. Da und dort tritt er ziemlich stark hervor, so daß sein Fuß eine ganz unregelmäßige Linie bildet.

Zwischen beiden Bergzügen dehnt sich ein breites Tal aus. Mitten durch dasselbe fließt ruhigen Laufes von Ost nach West der Letten, ein kleiner Fluß. Sein Gewässer schimmert stellenweise im Glanze der Abendsonne wie ein silberner Streifen. Von den beidseitigen Bergabhängen ergießen sich aus den tiefen Einsenkungen jenseits der Weitenbach, der Furtbach und der Blankenbach, diesseits die Na und der Wolfenbach in den Letten. Ostwärts verengert sich das Tal und biegt nach Nordosten um. Auf der Westseite erweitert es sich dagegen bedeutend. Gar anmutig liegt hier inmitten grüner Fluren der kleine, fischreiche Blankensee, der den Letten aufnimmt.

In der weiten Talfläche erblickt das Auge verschiedene Ortschaften. Bodigen, Weite, Furt und Blanken liegen nahe am linken Ufer des Letten. Das Dorf Goffen breitet sich zwischen dem rechten Ufer des Sees und dem Fuße des Stollen aus. Bodigen, Aberg und Blanken sind Kirchgemeinden, Weite, Furt und Goffen Schulgemeinden. Die letztern beiden Ortschaften sind nach Blanken, Weite dagegen ist nach Bodigen kirchgenössig. In der Nähe des Kirchdorfs Blanken erheben sich die beiden Hügel Argen und Tollen, und von der Höhe des Blankenbergs schaut düster die Ruine Blankenburg in die Landschaft hinaus. Sämmtliche Ortschaften stehen durch Landstraßen miteinander in Verbindung. Über den Blankenberg führen mehrere Nebenstraßen.

Aufgabe: Zeichnet einen Hügel, die beiden Abhänge einer Hügelreihe, einen Bergabhang mit Einsenkungen, den Letten mit seinen Zuflüssen, einen See von beliebiger Form, mehrere Ortschaften mit ihrer Straßenverbindung!

15. Eine Burgruine.

Vor ungefähr tausend Jahren stand es in unserer und andern Gegenden des Landes ganz anders, als heutzutage. Damals herrschten mächtige Gutsherren oder Adelige über die ländliche Bevölkerung. Diese gehörte ihnen mit Hab' und Gut, Leib und Leben als Eigentum. Sie konnte verkauft, vertauscht oder verschenkt werden. Solche ländliche Bewohner hießen Leibeigene oder Hörige.

Auf Hügeln und Bergen standen feste, sichere Burgen oder Schlösser. Da wohnte der Adel und blickte stolz hinunter auf die Hütten der Täler. Die Jagd war seine Liebhaberei. Ein weiteres Vergnügen bereiteten die friedlichen Wettkämpfe (Turniere). Aber es folgten ernstere Zeiten. Die Edelleute befehdeten sich gegenseitig, um ihre Macht und ihr Ansehen zu vermehren. Manch eine Burg wurde erobert und zerstört. In spätern Kriegen sank eine nach der andern in Trümmer, und nur wenige haben sich bis auf unsere Zeit erhalten.

Heutzutage finden sich noch hie und da Spuren jener ehemaligen Herrschaft und Herrlichkeit. Zerfallene Türme und Burgmauern, mit Gesträuch bewachsen, ragen manchenorts aus dem Dickicht der Wälder hervor. Bloße Schutthaufen alten Gemäuers decken da und dort den Boden. Das alles sind Überreste jener stolzen Ritterburgen. Man nennt sie Burgruinen. Eine solche tritt auch auf der Höhe des Blankenbergs zu Tage.

Fragen: Finden sich in eurer Gegend auch Ruinen? Welche Erzählungen oder Sagen knüpfen sich daran? Welche Burgen sind noch jetzt in der Nähe vorhanden? Von wem werden sie bewohnt? Wer hat sie früher innegehabt?

16. Auf dem Stollen.

Von Aaberg aus kann der Stollen in einer halben Stunde erstiegen werden. Auf seiner Höhe öffnet sich dem Auge eine überraschende Aussicht. Südwärts erblickt man zunächst das heimische Lettental. Wie klein erscheint es! Wie nahe sind die Ortschaften beisammen! Der kleine Blankensee liegt so ruhig da. Er glänzt wie ein Spiegel. Unterhalb seines Ausflusses erweitert sich das Tal ganz bedeutend, und zu beiden Seiten senken sich der Stollen und der Blankenberg ziemlich rasch ab. Das Talgelände breitet sich weiter unten zur Ebene aus, hinter welcher sich hinwieder ein weites Hügelland erhebt. Im fernen Hintergrunde zieht sich in südwestlicher Richtung eine anscheinend niedrige Bergkette hin, deren Kamm nicht einmal deutlich wahrgenommen werden kann.

Der Blankenberg ist nicht so hoch als der Stollen. Hinter ihm liegt ein weit ausgedehntes Bergland. Ohne Zweifel enthält es zahlreiche größere und kleinere Täler. Einige derselben lassen sich auch leicht erkennen. Noch weiter südlich erheben sich gewaltige, schneebedeckte Hochgebirge. Diese sogenannten Schneeberge ziehen sich wie ein riesiger, himmelhoher Wall von Westen nach Osten, als ob die Natur sie zur südlichen Grenze unseres Landes (natürliche Grenze) bestimmt hätte.

Ganz anders zeigt sich die Landschaft auf der Nordseite. Da überschaut das Auge fast durchweg Hügelland. Nur einzelne niedrige Berge oder Bergzüge verkümmern die Fernsicht. Im Vordergrund lassen sich verschiedene Talgebiete unterscheiden. Hier wechselt mannigfaltig bebauter Boden häufig mit dunkelgrünen Wäldern. Diese bekleiden nicht bloß die Höhen, sondern stellenweise auch die Niederungen. Wahrhaftig, das Gelände muß fruchtbar sein, sonst wären nicht so zahlreiche Ortschaften über dasselbe ausgegossen.

Blickt das Auge noch einmal rings umher, so scheint der Himmel überall die Erde zu berühren. Diese scheinbare Berührung heißt Gesichtskreis oder Horizont. Derselbe wird nach den Himmelsgegenden bezeichnet. Natürlich muß er sich bei jeder bedeutenden Änderung des Standpunktes wieder anders gestalten. Man unterscheidet darum auch einen engen und einen weiten Horizont.

O wunderschön ist Gottes Erde
und wert, darauf vergnügt zu sein;
drum will ich, bis ich Engel werde,
mich dieses schönen Lebens freu'n.

Fragen: Welcher aussichtsreiche Berg befindet sich in eurer Gegend? Welche Gestaltung zeigt der Boden ringsumher? Welche Täler, Berge, Hügel, Flüsse, Seen und Ortschaften sind sichtbar? In welcher Richtung? Hinter welchem Horizonte geht die Sonne auf und wo unter? Von welchem Standpunkte aus erscheint er als ein enger, von wo aus als ein weiter?

17. Das Schweizerland.

So heißt das Land, welches wir bewohnen. Wer ihm angehört, ist ein Schweizer. Die Schweiz ist sein Heimatland, sein Vaterland.

Wo immer wir von einer Höhe eines Berges in unser Land hinaus schauen, wir können es nirgends ganz überblicken. Es muß uns demnach als ein großes Land erscheinen. Doch sind unsere Nachbarländer Deutschland, Frankreich,

Italien und Osterreich einzeln ungleich größer. In der That gehört die Schweiz zu den kleinsten Ländern.

Nichtsdestoweniger steht sie an Schönheit und Erhabenheit der Natur hinter keinem andern Lande zurück. Ihre himmelanstrebenden Hochgebirge, ihre anmutigen Täler, ihre klaren Flüsse und Seen, ihre lieblichen Gelände mit dem reichen Wechsel der Bodenkultur entzücken das Auge des Beschauers. Nicht umsonst wird die Schweiz alljährlich zur Sommerszeit von tausend und tausend Fremden besucht!

Sie besteht aus 22 Ländereien oder Kantonen. Dieselben haben sich im Laufe von Jahrhunderten allmählich an einander geschlossen und mit einander verbündet. Doch davon werden wir später Näheres vernehmen. Vorläufig mag es genügen, die einzelnen Kantone in der Reihenfolge ihres Anschlusses aufzuzählen. Sie heißen: Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Appenzell, Graubünden, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Waadt, Tessin, Wallis, Neuenburg und Genf.

Fragen: Wie heißt unser Land? Wie nennen wir es insbesondere? Warum? Was läßt sich von seiner Größe sagen? Welches sind seine Nachbarländer? — Wodurch zeichnet sich die Schweiz vor vielen Ländern aus? Woraus läßt sich das schließen? — Aus wie vielen Kantonen besteht sie? Wie heißen dieselben? In welcher Reihenfolge werden sie gewöhnlich aufgezählt? Wie heißt euer Heimatkanton?

18. Mein Heimatland.

1. Wo ich einst zum erstenmal
sah der Sonne lichten Strahl,
wo ich gute Eltern fand,
ist mein liebes Heimatland.

2. Wo durch frisches Wiesengrün
lärmend klare Bächlein zieh'n,
spielend in dem reinen Sand,
ist mein liebes Heimatland.

3. Wenn durch Feld und Wald entlang
Vöglein zieh'n mit frohem Sang,
denk' ich bei dem Lustgetön':
„Heimatland, wie bist du schön!“

19. Die Landkarte.

Wir haben auf Seite 91 einen kleinen Plan des Letten-
tales betrachtet. Auf demselben sind die Berge und die Tal-

fläche, die Gewässer, Ortschaften und Verkehrswege dargestellt. In ähnlicher Weise kann auch eine größere Landschaft, ja ein ganzes Land verzeichnet werden. Ein solcher Plan oder ein solches Bild heißt eine Landkarte.

Selbstverständlich läßt sich ein Land nicht in gleicher Größe, sondern nur nach einem vielfach kleineren Maßstabe darstellen. Wird z. B. ein Kilometer Entfernung durch einen Centimeter bezeichnet, so beträgt die Verkleinerung den hunderttausendsten Teil der wirklichen oder natürlichen Entfernung (1 : 100,000). Jede Karte enthält in dieser Weise eine bestimmte Angabe des Maßstabes, nach welchem sie gezeichnet ist. Demnach kann die gerade Entfernung zweier Ortschaften, die Länge einer Straße, eines Sees, eines Flusses u. f. w. mit Hilfe des Maßstabes ganz leicht und ziemlich genau gemessen werden. Allerdings muß man voraussetzen können, daß die Karte selbst richtig gezeichnet sei. Das ist aber möglich, wenn Sachkundige das Land nach allen Richtungen genau vermessen haben.

Im weitern muß bemerkt werden, daß auf der Karte keine besondere Bezeichnung der Himmelsgegenden nötig erscheint. Alle Karten werden nämlich so ausgeführt, daß in der Richtung nach ihrer Oberseite Norden, in der entgegengesetzten Richtung Süden, nach rechts Osten und nach links Westen angenommen erscheint.

Landkarten sind unentbehrliche Hilfsmittel für den Unterricht der Landeskunde oder Geographie. Sie dürfen darum in keiner Schule mangeln. Sind sie für den gemeinsamen Unterricht der Schüler einer Klasse (Klassenunterricht) bearbeitet, so werden sie an passender Stelle der Wand des Schulzimmers aufgehängt. Sie heißen darum als allgemeine Lehrmittel Wandkarten. Es erscheint aber zeitweise zweckmäßig, daß jeder Schüler seine eigene Karte in der Hand habe. Solche Karten heißen als besondere Lehrmittel Handkarten. Natürlich sind dieselben nach einem kleinern Maßstabe bearbeitet als die entsprechenden Wandkarten.

Fragen und Aufgaben: Was für ein Maßstab ist auf der Wand- und der Handkarte eures Kantons angegeben? Führt einige Messungen der Länge beliebiger Straßen, Flüsse, Seen aus! Welche größte Ausdehnung hat euer Kanton?

20. Betrachtung des Heimatkantons.

Betrachten wir nunmehr unsern Heimatkanton! Oder sollte das an der Hand unserer Kantonskarte nicht möglich sein? Wir wollen es versuchen, indem wir die Begrenzung, die Darstellung der Berge, Bergzüge, Talgebiete, Hochflächen und Niederungen, Gewässer, Ortschaften und Verkehrswege ins Auge fassen. Offenbar können in einer Kantonskarte nur die Haupt- und die wichtigsten Nebenstraßen verzeichnet sein. Unter Umständen kommen natürlich auch die Eisenbahnen als neuere Verkehrswege in Betracht. Sie sind durch fette Linien dargestellt und ziehen sich mehr oder weniger durch die Niederungen hin.

Aus der Bodengestaltung der einzelnen Gegenden läßt sich mit einiger Sicherheit auf die Bodenkultur und die Beschäftigung der Bewohner schließen. So eignen sich z. B. flache Niederungen in der Regel für den Wiesen- und Ackerbau, südliche Abhänge häufig für den Weinbau. Natürlich kommt hiebei auch die Bodenbeschaffenheit und die Höhenlage in Frage.

Der Kanton ist in Bezirke eingeteilt, deren Grenze sich auf der Karte angedeutet findet. Im Hauptort jedes Bezirkes halten die Bezirksbehörden (der Bezirksrat, das Bezirksgericht, die Bezirkskirchen- und die Bezirksschulpflege) ihre Beratungen. Über diesen Behörden stehen die Kantonsbehörden (der Kantonsrat, der Regierungsrat, das Obergericht, der Erziehungsrat und der Kirchenrat). Sie versammeln sich jeweilen in dem Hauptort (Hauptstadt) des Kantons, um da ihre Sitzungen zu halten und ihre Geschäfte zu erledigen.

Beispielsweise Fragen: Welche Begrenzung hat der Kanton im Norden, Osten, Süden und Westen? Was läßt sich im allgemeinen über die Bodengestaltung sagen? Welcher Kantonsteil ist nament-

lich mit Bergen und Bergzügen besetzt? Welche Richtung haben die letztern? Wo ist das niedrigste Gebiet zu suchen? Welche Haupt- und Seitentäler durchziehen den Kanton? In welcher Richtung und Ausdehnung? Welche Gewässer gehören dem Kanton an? In welcher Richtung ziehen sie sich hin?

In wie viele Bezirke ist der Kanton eingeteilt? Wie heißen sie? Wonach sind sie benannt? Welche Begrenzung haben die einzelnen Bezirke? Welche Kirchorte sind in den einzelnen Talgebieten? Welche gehören dem Bergland an (Berggemeinden)? Welche Lage haben die einen und andern Kirchgemeinden zur Hauptstadt? Welche Ortschaften werden durch Hauptstraßen, Eisenbahnen oder andere Verkehrswege verbunden? Wie ist das Klima? Was hat euch der Lehrer über die Bodenbeschaffenheit und Bodenkultur mitgeteilt? Welche Produkte werden etwa ausgeführt? Welche eingeführt?

Wie heißen die Gemeinde-, Bezirks- und Kantonsbehörden? Wer leitet in jeder Behörde die Verhandlungen? Von wem werden die einzelnen Behörden gewählt? Wer darf sich bei diesen Wahlen beteiligen?

Zweiter Abschnitt.

Sagen und Geschichten

aus alter und neuer Zeit.

I. Des Orgetorix Plan.

Vor 2000 Jahren hieß unser Schweizerland Helvetien (Land der Herden). Die Bewohner (die Helvetier) waren ein freies, stolzes Volk, die Männer kühne Jäger und Krieger. Vermochten sie einem Feinde nicht zu widerstehen, so gaben sie ihre Hütten dem Feuer preis. Mit den Greisen, Frauen und Kindern, mit ihren Herden und Kostbarkeiten wichen sie dann in die Wälder oder auf Berghöhen, die leicht zu verteidigen waren.

Zu jener Zeit galt Orgetorix als der reichste und angesehenste Helvetier. Mit einem Anhang von 10,000 Schützlingen und Schuldnern erschien er bei den Volksversammlungen. Der Stolz verleitete ihn zu dem Gelüste, König über sein Volk zu werden. Doch er bedachte, daß das nur unter außergewöhnlichen Umständen möglich sei. Darum sprach er auf einer Landsgemeinde also: „Helvetier, eure Freude ist der Krieg! Wie mögt ihr denn in unserm engen Lande zusammensitzen? Auf nach Gallien (Frankreich)! Dort unterwerfen wir uns Städte und Völker mit unserm Schwerte!“

Viele Helvetier hatten auf einem früheren Kriegszuge mit eigenen Augen Gallien geschaut, das schöne Land, wo Trauben, Feigen und Oliven gedeihen. Darum liehen sie den Worten des Orgetorix ein williges Ohr. Eine allgemeine Auswanderung mit Weibern und Kindern wurde beschlossen. Doch zwei Jahre lang sollten darauf hin noch Vorräte gesammelt und Kriegswie Wandergeräte gerüstet werden.

Nach Heinr. Rüegg.

2. Des Orgetorix Fall.

In seiner Aussicht auf das Gelingen des ehrgeizigen Planes vergaß Orgetorix alle Vorsicht. Er ließ unbesonnene Worte fallen. Damals aber bestand ein Gesetz, das jeden Helvetier, der nach Fürstenmacht über sein Volk strebte, mit dem Tode bedrohte. Das Landesgericht lud Orgetorix vor sich, damit er über die erhobene Anklage sich ausspreche. Er erschien jedoch mit einem so starken Anhang von dienstwilligen Leuten, daß die Richter ihre eigene Unmacht erkannten. Ohne Spruch hoben sie die Gerichtssitzung auf. Orgetorix zog siegessicher nach Hause. Doch alsbald entstand ein Aufruhr des Volkes durch das ganze Land. Alle braven Männer gelobten, das Gericht gegen jede Unbill zu schützen. Um nun der drohenden Strafe zu entgehen, fand Orgetorix keinen andern Ausweg, als daß er sich selbst das Leben nahm.

Die Helvetier zogen dann gleichwohl nach Gallien. Indes waren die Römer dort schon die Herren des Landes. Nach hartem Kampfe trieben sie die helvetischen Auswanderer in deren Heimat zurück. Doch römische Krieger und Beamtete kamen ebenfalls mit. So wurde auch Helvetien den Römern untertan.

Nach Heinr. Rüegg.

3. Hermann als Knabe und Jüngling.

Von Helvetien und Gallien aus drangen die Römer nordwärts über den Rhein. So wurden sie Herren über einen großen Teil von Germanien (Deutschland). Aber mit Unwille, Schmerz und Grimm trugen die deutschen gleich den helvetischen Männern das Joch der Römer. Ganz besonders haßten sie das Verbot der Jagd und die Anwendung des römischen Gerichtswesens. Denn die Urteile wurden nur in lateinischer (römischer) Sprache gegeben und nach römischen Gesetzen gefällt. Schwere Steuern und strenge Frondienste (Arbeit ohne Lohn) wurden hartherzig erpreßt. Auf römischen Altären sollten nicht-römische Priester zu Ehren des Kaisers in Rom Opfer darbringen. Vergeblich empörten sich die Helvetier gegen einen solchen Zwang.

Sie wurden nur noch härter geknechtet. Mit besserem Glück dagegen erhoben sich die Deutschen wider die römischen Unterdrücker.

Ein germanischer Fürst, der über den Stamm der Cherusker regierte, galt als ein Freund der Römer. Darum kam sein Sohn Hermann (lateinisch Arminius) schon als Knabe nach der großen Hauptstadt Rom in Italien. Hier wurde er neben den Söhnen der vornehmsten Familien in vielen Wissenschaften und in der Waffenkunst unterrichtet. Durch körperliche Kraft, Gewandtheit und Schönheit zeichnete er sich in hohem Grade aus. Dazu besaß er einen scharfen Verstand und einen festen Willen. Die Römer ernannten ihn zu ihrem Mitbürger und gaben ihm die Stellung eines hohen Offiziers. Als solcher kam er nach Deutschland zurück und wurde hier Befehlshaber deutscher Scharen in dem Heere des Varus. So hieß der römische Statthalter in Germanien.

Nach Scherr.

4. Hermann als Mann.

Alle Ehren, welche Hermann in Rom zu teil geworden, hatten ihn in der Liebe und Treue zu seinem Vaterlande nicht wankend gemacht. Gerade in der römischen Hauptstadt hatte er einsehen gelernt, wie dort ungeheure Geldsummen verschwendet wurden. All diese Reichtümer aber waren den unterworfenen Völkern abgepreßt. Darum leitete nun Hermann im stillen die Vorbereitungen dazu, das deutsche Volk von der römischen Herrschaft zu befreien.

Varus erhielt die Kunde, es seien in der Gegend des Flusses Weser römische Krieger und Beamte theils erschlagen, theils vertrieben worden. Auf den Rat Hermanns zog der Statthalter mit einem zahlreichen und gut gerüsteten Heere gegen die Weser. Hermann war der Wegweiser. Durch dunkle Eichenwälder und morastige Talgründe gelangte der Zug in die Bergschluchten des Teutoburgerwaldes. Hier ertönte ringsher von den Höhen der Kriegsruf der Germanen. Der Schrecken unter den Römern mehrte sich, als an Varus der Bericht kam, Hermann sei mit seinen Kriegsscharen zu den Feinden überge-



gangen. In fürchterlicher Lage, unter Sturmwind und kalten Regenschauern durchwachte das römische Heer die Nacht.

Am Morgen erschien Hermann auf einem nahen, hochragenden Hügel. Mit mächtiger Stimme forderte er sein Volk zum Kampf auf. Varus ordnete ebenfalls seine Legionen. Auf beiden Seiten wurde mit größtem Heldennute gestritten. Aber bald bahnten sich die Deutschen mit unwiderstehlicher Gewalt den Weg in die Mitte des römischen Heeres. Voller Verzweiflung stürzte sich Varus in sein Schwert. Gegen 50,000 treffliche römische Krieger wurden vernichtet. Seit dieser Niederlage konnten die Römer nicht mehr festen Fuß in Deutschland behalten.

Nach Scherr.

5. Der heilige Gallus.

Auf Irland, einer großen Insel im Meere westwärts von uns, waren die Einwohner schon zur Zeit der Römerherrschaft zum Christentum bekehrt. Dort bestanden Klöster, in denen Mönche als Lehrer des Volkes beisammen wohnten. Ihrer einige entschlossen sich, die Heiden in andern Ländern zum Christentum zu bekehren.

Ein damals noch fast ganz heidnisches Land war unser Helvetien. Hierher kam aus dem ebenen Irland der Mönch

Gallus mit einigen Genossen. In Zürich fand er Christen. Unverweilt setzte er seinen Stab weiter. Nahe am Ende des obern Zürichsees lebten in dem Dorfe Tuggen Heiden. Auf der waldigen Bergeshöhe ob dem Seeufer brachten sie ihren Göttern (Sonnengöttin, Donner-, Wald- und Kriegsgott) Opfer dar.

Vor diesen Heiden predigte Gallus mit begeisterten Worten von Christus, dem Erlöser. Aber die Tuggener erwiderten: „Unsere Götter geben uns reichlich Sonnenschein und Regen. Warum sollten wir ihnen untreu werden?“ In heiligem Eifer schleuderte Gallus ein Opfer von dem Altar in den See hinab. Das erbitterte die heidnischen Priester so sehr, daß die christlichen Männer weichen mußten.

Gallus und seine Gefährten wanderten nun an den Bodensee. In Arbon fanden sie ein christliches Kirchlein, und der Priester Willimar nahm hocheifrig die Fremdlinge auf. Doch Gallus verlangte unausgesetzt darnach, den Heiden das Evangelium (die frohe Botschaft von Christus) zu verkünden. Deshalb zog er mit einigen Genossen nach Bregenz. Hier bauten sie Gemüse, pflanzten Obstbäume, strickten Netze und teilten den Gewinn ihres Fischfangs mit armen Leuten. So erlangten sie das Zutrauen der Umwohner. Ungestraft durfte hier Gallus die Götterbilder in den See werfen und den heidnischen Tempel zu einer christlichen Kirche weihen. Nach drei Jahren war in der Gegend von Bregenz das Christentum gesichert. Darum suchte Gallus einen neuen Wirkungskreis.

Nach Petrus Nidegg.

6. Das Kloster St. Gallen.

Über die felsige Wand eines waldigen Vorberges stürzt heute noch wie vor tausend und mehr Jahren das Flüsschen Steinach. Dann wendet es sich nach dem Bodensee oberhalb Arbon. In der Waldeinsamkeit nahe dem rauschenden Wasserfall siedelten sich Gallus und seine Freunde an. Von Bären und Wölfen ließen sie sich nicht schrecken. Sie bauten Zellen, umzäunten Gärten und pflanzten Gemüse. Sie sammelten Heilkräuter und bereiteten Arzneien für die zerstreut lebenden Hirten

und Jäger. Auf ihren Wanderungen verkündeten sie freudig die Lehren des Heilandes, des Erlösers von Aberglaube und Sünde.

Im hohen Alter von 95 Jahren ging Gallus, eine hohe, am Wanderstab etwas gebückte Gestalt, noch zum Besuche nach Arbon hinunter und hielt in der Kirche daselbst eine Predigt. Aber seine Lebenskraft war bereits erschöpft. Gallus starb plötzlich. Den Leichnam holten seine Schüler und begruben ihn bei seiner Zelle. Dann vereinigten sie ihre Wohnungen unter einem Dache zu einem Kloster. Dieses, samt den Gärten und Nebengebäuden umzogen sie mit einer Mauer. Zu Ehren des verstorbenen Meisters nannten sie ihre Anstalt St. Gallen. Bald gründeten sie darin eine Klosterschule. Im Halbkreis um das Stift her aber entstand allmählich die Stadt St. Gallen. Hievon erhielt der jetzige Kanton St. Gallen den Namen.

Nach Heinr. Rüegg.

7. Karl der Große.

So hieß ein Kaiser, der über Frankreich, Deutschland und Helvetien regierte. Er war groß und prächtig gewachsen und stark am Körper, aber auch mächtig an Geist und gutem



Willen, seine Völker glücklich zu regieren. Das erzählt am schönsten folgende Sage: Kaiser Karl kam auf seinen Reisen durch sein großes Reich auch nach Zürich. Hier stiftete er bei der Münsterkirche eine Schule. Sie hieß darum später Karlschule. Als nun Kaiser Karl einmal zu Zürich in einem Hause nahe beim Münster am Mittagstische saß, wurde die Hausglocke stark angezogen. Ein Diener schaute nach. Er berichtete dem Kaiser, daß eine große Schlange an dem Glockenstrange ziehe. Karl trat hinaus. Die Schlange neigte sich vor ihm und kroch eine kurze Strecke weg. Hierauf schaute sie wieder auf den Kaiser zurück und winkte ihm gleichsam mit dem Kopfe. Sobald er

folgte, eilte sie gegen das Limmatufer hinab. Vor einem Schilfgebüsch hob sie ihren Kopf und zischte zornig vor sich hin. Mitten im Röhricht saß eine große Kröte. Sie hatte von den Eiern der Schlange eines zerbissen und leckte mit der Zunge dessen Inhalt. Kaiser Karl ließ durch einen Diener das garstige Tier verjagen und töten. Neuerdings verbeugte sich die Schlange dankend gegen Karl. Dann kroch sie zu ihren Eiern und legte sich in Ringeln darüber. Kaum aber saß der Kaiser wieder vor seinem Mittagmahle, so richtete sich die Schlange am Tisch empor. Sie hielt den Kopf über den Trinkbecher Karls und ließ aus ihrem Maule in den Wein fallen ein Gerstenkorn und einen Edelstein. Der Kaiser erkannte, daß dieses Geschenk sagen wolle: „Wenn ein Herrscher gut und gerecht regiert, so wird sein Volk glücklich und reich.“

8. Königin Berta, die Spinnerin.

In Westhelvetien, im heutigen Waadtland, ließ sich ein deutscher Völkerstamm nieder, Burgundionen genannt. Sie nahmen die Sprache der Römer an. Daraus ist dann die französische Sprache entstanden.

Ein König Rudolf von Burgund wollte sein Reich vergrößern. Er führte darum Krieg gegen einen Herzog Burkhard von Schwaben. Doch Rudolf wurde bei Winterthur besiegt. Dann aber versöhnten sich die beiden Gegner, und Burkhard gab seine Tochter Berta dem jungen Könige zur Frau. Diese zog mit ihrem Gemahl in das schöne Waadtland.

Aber so lieb König Rudolf seine Gattin hielt, so zog er doch etwa von ihr weg in den Krieg. Aus Italien brachte er die heilige Lanze heim, mit der Jesus am Kreuze sollte in die Seite gestochen worden sein. Dafür, daß er dieses Heiligtum einem deutschen Kaiser Heinrich abtrat, erlangte Rudolf die Vergrößerung des burgundischen Reiches bis an die Aare hin.

Während der Zeit, da König Rudolf abwesend war, regierte die Königin Berta. Sie ließ durch die Mitte des Waadtlandes, vom Neuenburger- bis zum Genfersee, eine Reihe von Türmen bauen. Dahin konnte die Landbevölkerung sich flüchten vor

den Raubzügen der Ungarn und der Sarazenen. Städte und Dörfer wurden neu gegründet und Klöster gestiftet. Nur in diesen bestanden damals Schulen.

Oft ritt die Königin Berta zu Pferde von Gegend zu Gegend. Dabei handhabte sie während der Reise die Spindel. So munterte sie durch ihr Beispiel zur Arbeit und Sparsamkeit auf. Überall mahnte sie zur Bebauung verödeten Bodens. Als König Rudolf starb, war sein Sohn erst 10 Jahre alt. Darum regierte die Königin Berta noch einige Zeit über ihr glückliches Land. In der Kirche zu Payerne (Peterlingen), nahe am Murtensee, wurde ihre Leiche bestattet.

9. Herzog Berchtold V.

Das Königsgeschlecht von Burgund war ausgestorben. Westhelvetien vom Genfersee bis zur Aare gehörte nunmehr zum deutschen Kaiserreiche. Ein Herzog regierte im Namen des Kaisers über Alamannien (Nordhelvetien) und Burgund.



Aber in den Schlössern des Landes wohnten sogenannte adelige Herren oder Grafen, welche dem Herzog keinen Gehorsam leisten wollten. Wider diese störrischen Gegner fand Herzog Berchtold die beste Hülfe bei den Städten. Deren Fußvolk kämpfte tapfer gegen die adeligen Reiterscharen.

Darum beschloß der Herzog, halbwegs zwischen den Städten Freiburg und Burgdorf eine neue Stadt zu bauen. Hierzu wählte er eine auf drei Seiten umflutete Halbinsel an der Aare. Ihre Ufer steigen da steil auf. So mußte die neue Stadt nur auf einer Seite durch eine Mauer geschützt werden.

Die Sage meldet: Herzog Berchtold durchstreifte diese Aarhalbinsel auf einer Jagd. Lustig erklang das Hifthorn durch den prächtigen Eichenforst. Ein großer Bär fiel zur Beute. Da rief der Herzog: „Herzhaft und stark, wie dieser Bär war, soll die Bürgerschaft der neuen Stadt sein, die ich hier gründen will, sie soll darum Bern heißen!“

Bald sanken unter den Antrieben die Bäume des Waldes. Sofort dienten sie als Bauholz. Die Wurzelstöcke boten das Fundament zu den Häusern. In kurzer Zeit stand die hölzerne Stadt wie aus dem Boden gewachsen. Nur auf der Landseite wurde eine Mauer mit Türmen angelegt. Freie Bauern, Handwerker, arme Adelige und bedrängte Leibeigene bevölkerten die Stadt. So wurde Bern ein Zufluchtsort der Schwachen, die durch ihr Zusammenhalten stark wurden. — Der Bär ist heutigestags noch das Wappentier der Berner.

Nach Heinr. Rüegg.

10. Graf Rudolf von Habsburg.

Nachdem Herzog Berchtold, der Begründer der Stadt Bern, gestorben war, wurde Graf Rudolf von Habsburg der mächtigste Herr in Helvetien. Außer seinen Schlössern und Gütern im Aargau besaß er die Grafschaft Kyburg, die an den Thurgau grenzte. Zwischen dem Aargau und Kyburg lagen die Besitzungen des Freiherrn Lüthold von Regensberg.

Dieser Herr hätte sich gerne die Stadt Zürich untertan gemacht. Darum wählten die Züricher den Grafen Rudolf zu ihrem Hauptmanne. Dieser führte nun mit großer Schlaueit Krieg gegen Lüthold. Einige Burgen des Regensbergers, die nahe bei Zürich lagen, wurden rasch überfallen und zerstört.

Aber auf dem Ütliberg stand drohend die stärkste Zwingburg Lütholds. Es schien unmöglich, sie einzunehmen. Nun wandte Rudolf eine Kriegslist an. Er wußte, daß die zwölf vornehmsten Krieger in der Utoburg oft auf weißen Pferden zur Jagd ausritten. Zur Nachtzeit nun begaben sich zwölf Züricher unter Anführung Rudolfs ebenfalls auf Schimmeln in die Nähe des feindlichen Schlosses. Ein Trupp Fußvolk begleitete sie.

Als dann am Morgen der Ütliberger Jagdschwarm fortgeritten war, sprengten die Züricher Reiter gegen die Feste. Zum Scheine ließen sie sich von dem Fußvolke verfolgen, das die Züricher Fahne trug. Der Turmwächter mußte nun meinen, die Regensberger Jagdherren seien in Gefahr. Rasch ließ er die Zugbrücke sinken. Die Reiter sprengten in die Burg und zündeten sie an, nachdem die Wächter gefangen hinausgeführt worden.

Der tapfere und kluge Graf Rudolf wurde später zum deutschen Kaiser gewählt. Er regierte gleich Karl dem Großen gerecht und weise.

11. Wilhelm Tell.

Ein Sohn von Kaiser Rudolf, namens Albrecht, war gleichfalls deutscher Kaiser. Die Sage berichtet, dieser Herr habe böse Bögte in die Ländchen Uri, Schwyz und Unterwalden geschickt. Diese Gegenden liegen mitten in dem Lande der alten Helvetier. Zwischen hohen Alpenbergen laufen die Täler zum Vierwaldstättersee aus. Von dem Ländchen Schwyz erhielt Helvetien den Namen Schweiz.

Zu Bürglen im Lande Uri wohnte ein mutiger Mann, Wilhelm Tell. Er war ein trefflicher Jäger und erfahrener Schiffer. Weil er die Freiheit des Volkes liebte, haßte ihn der Landvogt Gessler. Dieser ließ im Flecken Altdorf einen Hut auf eine hohe Stange stecken und eine Wache dazu stellen. Jeder Vorübergehende sollte sein Haupt entblößen und sich neigen. Wer es nicht tat, wurde in das Gefängnis geführt. Die Leute vermieden so viel als möglich, über den Platz zu gehen. Wer nicht ausweichen konnte, grüßte höhnisch den Hut.

Eines Tages schritt Tell mit seinem Knaben Walter daher. Er bückte sich nicht. Zur Strafe für seinen Starrsinn sollte er seinem Knaben einen Apfel vom Haupte schießen. Tell bat um Gnade; aber Gessler kannte kein Erbarmen. Man führte den Knaben über 100 Schritte weg und legte einen Apfel auf sein Haupt. Nun flehte Tell zu Gott, daß der Schuß ein glücklicher sei. Dann zielte er scharf und traf den Apfel mitten durch. Das zuschauende Volk jauchzte vor Freude. Gessler jedoch

fragte den Schützen, wozu er einen zweiten Pfeil bereit gehalten habe. Hierauf antwortete Tell: „Hätte der erste Pfeil den Apfel verfehlt, so würde der zweite doch sicher dein Herz getroffen haben!“

Dieser Worte wegen ließ der Vogt den Schützen fesseln und in ein Schiff legen. Gessler selber wollte mitfahren in das Ländchen Schwyz, wo Tell lebenslang in einem dunkeln Kerker schmachten sollte. Aber als das Schiff auf dem See fuhr, erhob sich ein gewaltiger Sturm. Keiner der Schiffer getraute sich mehr, das Fahrzeug zu lenken. In dieser Not ließ Gessler den Tell losbinden, damit er das Schiff ans Land bringe. Der Befreite ruderte durch die brausenden Wogen einer vorspringenden Felsplatte am Apenberg zu. Hier ergriff er seine Armbrust und sprang auf den Felsen. Lange nachher landete Gessler am schwyzerischen Ufer. Als er durch einen engen Weg, die „hohle Gasse“, ritt, erschloß ihn Tell. Sterbend sprach der Vogt: „Das ist Tells Geschöß!“ und dieser rief: „Du kennst den Schützen. Dem Lande wirst du nicht mehr schaden!“ —

(Nach Soloth. Aesebuch.)

12. Arnold Winkelried.



Die Urner, Schwyzer und Unterwaldner machten schon zur Zeit Kaiser Albrechts einen Bund — eine Eidgenossenschaft —

unter sich und später auch mit der Stadt Luzern und noch andern Orten, um sich gegenseitig wider fremde Gewalt zu schützen. Ein Nachkomme Kaiser Albrechts, Herzog Leopold von Österreich, wollte diesen Bund zerstören. Darum zog er mit einem großen Heere, das er im Aargau gesammelt hatte, gegen Luzern. Aber bei dem Städtchen Sempach siegten die Eidgenossen. Leopold verlor im Kampfe das Leben. Diese Schlacht bei Sempach schildert das schöne Lied:

Laßt hören aus alter Zeit
 von kühner Ahnen Heldenstreit,
 von Speerwucht und wildem Schwertkampf,
 von Schlachtstaub und heißem Blutdampf!
 Wir singen heut' ein heilig' Lied:
 es gilt dem Helden Winkelried.

Bei Sempach, der kleinen Stadt,
 manch' Ritter wohl gespottet hat.
 Der Heertroß zerstört das Kornfeld.
 Doch warnend ruft dort ein Kriegsheld:
 „In kurzem bringt euch blutig rot
 ein Eidgenoß das Morgenbrot.“

Man ziehet ins Schlachtgewühl
 zum heißen Kampf. Der Tag war schwül.
 Im Stahlkleid, wohl glänzend furchtbar,
 stand Östreichs geübte Kriegsschar.
 Doch kühlt der Tod bald ihren Mut.
 In unserm Land waltt Schweizerblut.

Sie ziehen mit freier Brust,
 im Herzen Mut und Siegeslust,
 zum Kampfplatz, wo man voll Schlachtwut
 dumpf röchelnd sich wälzt im Herzblut.
 Es trotzt das Heer, die Not ist groß,
 und mancher stirbt vom Speeresstoß.

„Erhaltet mir Weib und Kind',
 die eu'rer Hut empfohlen sind!“
 ruft Arnold, umfaßt mit Mannskraft,
 drückt nieder der langen Speer' Schaft',
 gräbt ein sie tief zur Heldenbrust,
 mit Gott der Freiheit sich bewußt.

Und über die Leiche tritt
 das Heldenvolk im Sturmesschritt.
 Der Schwertschlag erblitzet furchtbar,
 im Helmglanz erbleicht die Feindschar.
 Und nun erdröhnt zu Berg und Tal
 der freien Nachwelt Siegeshall. —

13. Gutenberg.

Fünfundzwanzig kleine Geister
 mußten hinter Klostermauern
 ihr Leben vertrauern. Da kam ein Meister,
 goß sie in Blei — und sie wurden frei.
 Der mönchischen Feder entwand sich jeder,
 zog mit einem Heer geeint kreuz und quer,
 gerade wie krumm in der Welt herum.
 Mögen sie springen ketten Mutes,
 daß sie viel Gutes eilig vollbringen.
 Immer geschäftig, wirken sie kräftig,
 die muntern, beweglichen Geister
 und loben gar sehr ihren Meister. W. Gerhard.

Vor 400 Jahren besaß man nur geschriebene Bücher. Sie wurden von den Mönchen in den Klöstern gefertigt. Solch ein Buch kostete so viel Geld, daß bloß die reichsten Leute eine Bibliothek anlegen konnten.

Johann Gutenberg von Mainz hatte sich wegen Unruhen in seiner Vaterstadt nach Straßburg geflüchtet. Hier schnitt er Bilder und Wörter in Holztafeln, bestrich diese mit Farbe und druckte sie auf Papier ab. Dabei kam der weise Mann auf den Gedanken, man könnte jedes Lautzeichen einzeln für sich auf die Endfläche eines Stäbchens ausschneiden. Diese Stäbchen ließen sich beliebig zu Wörtern zusammensetzen. Nach dem Druck aber können die Stäbchen aus einander gelegt und zu neuen Wörtern zusammengestellt werden. So macht man es heute noch beim Buchdruck.



Gutenberg ist demnach der Erfinder der Buchdruckerkunst. Die Stäbchen heißen jetzt noch Buchstaben gleich den Zeichen, die sie auf das Papier drucken. Dagegen fand Gutenberg bald, daß die hölzernen Stäbchen sich zu rasch abnutzen. Der Druck wurde alsdann sehr undeutlich. Darum kam der Erfinder darauf, die Stäbchen aus nicht zu hartem Metall, z. B. aus Blei zu gießen.

Wir haben es also Gutenberg zu verdanken, daß wir nun so wohlfeile Bücher haben, aus denen auch das ärmste Kind viel Gutes lernen kann.

14. Waldmann.

Vom Zugerlande zog daher
ein frischer Knab' von ungefähr.
Er kam nach Zürich — kreuz und quer —
zu einem Gerber in die Lehr'.

Da trat der Meister einst herein:
„Gesellen, he, wer ist so fein
und schreibt mir gleich ein Zettelein?
Nach Basel muß berichtet sein!“

Doch die Gesellen konnten's nicht,
sie machten all ein lang' Gesicht.
Da heischt der Knabe Zeug und Licht
und schreibet, was der Meister spricht.

Er bringt, geschrieben schön und rein,
Den Brief dem Meister dann hinein.
Der spricht erstaunt: „Ei, ei, wie fein!
Du mußt einst Bürgermeister sein!“

Und sieh, welch Wunder dann geschah!
Er ward ein Bürgermeister da,
wie Zürich keinen bessern sah.
Der Knabe hieß Hans Waldmann ja! —

Augustin Keller.

15. Nikolaus von der Flüe.

Auf einem Heimwesen, Flüeli genannt, bei Sachseln
in Obwalden wohnte ein angesehener Hirt, Nikolaus Leuen-

brugger. Er war Richter, Rathherr und Kriegshauptmann. Seiner Familie stand er als ein getreuer Hausvater vor. Schon hatte er das 50. Altersjahr erreicht, als er den Entschluß faßte, ein Einsiedler zu werden. Deshalb nahm er für immer Abschied von den Seinigen.

Erst zog Klaus westwärts über die Juraberge gegen Basel. Als er aber von dort aus die Alpen nicht mehr sehen konnte, bezwang ihn das Heimweh. In einem Alpenwalde hoch ob dem Flüeli entdeckten ihn Landsleute. Unter dicht stehenden Tannen hatte er Schutz vor der rauhen Witterung gefunden. Doch den Winter hätte er da nicht überdauern können.

Nur eine Viertelstunde vom Flüeli entfernt, liegt am Flusse Melchaa eine einsame Talschlucht, Kanst geheiß. Hier bauten die Nachbarn dem Bruder Klaus, wie sie nun den Einsiedler nannten, eine Klaus. Hierher zog er und lebte da 20 Jahre. Die Zelle war nur wenige Schritte breit und lang. Aufrecht konnte darin der etwas hoch gewachsene Mann nicht stehen. Das Lager war ein Brett, das Rissen ein Stein. Während er sich unausgesetzt mit dem Nachdenken über geistige Dinge beschäftigte, fühlte er fast keine Bedürfnisse seines Körpers.

So schien Bruder Klaus nur aus Haut, Adern und Knochen zu bestehen. Doch sein Geist war munter, und seine Augen leuchteten von innerem Glanze. Vor den Besuchern stand er barfuß und barhaupt, angetan mit einem grobwoollenen, bis auf die Knöchel reichenden Kleide. Viele Leute suchten und fanden Trost und Rat bei ihm. Armen wie Reichen gab er in gleich freundlichen Worten Bescheid. Neugierige Menschen wies er von sich, lasterhafte Leute mahnte er zur Buße und Besserung. Zwischen entzweiten Eidgenossen stiftete er Versöhnung und Frieden.

16. Die Kappeler Milchsuppe.

Die Eidgenossen wurden uneins in religiösen Dingen. Auf die Predigten eines Pfarrers in Zürich hin — er hieß Ulrich Zwingli — anerkannten viele Schweizer den Papst in Rom nicht mehr als ihr geistliches Oberhaupt. Die Anhänger des

Papstes nannten sich Katholiken, die Abtrünnigen hießen Reformierte. Während die Züricher und Berner reformiert wurden, blieben die fünf innern Orte — Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug — katholisch. Auf beiden Seiten wurde der



Haß groß zwischen den Geistlichen und andern vornehmen Herren, nicht aber unter dem Volke. Das erzählt uns das schöne Gedicht:

. Die Eidgenossen an der Limmat Strande,
sie folgen Zwinglis neuem Glaubenslicht,
derweil das Hirtenvolk im Alpenlande
für die Gebräuche seiner Väter ficht.
Von hier wie dort nah'n kampfbereite Haufen,
um Kappels Feld mit Bruderblut zu taufen.

Die Schwyzer haben Milch im Überflusse,
die Züricher dagegen reichlich Brot.
Nun kommen jene zu dem guten Schlusse:
„Warum denn nicht sich helfen aus der Not?“
Und flink sieht man die fröhlichen Gesellen
den vollen Milchnapf auf die Grenze stellen.

„Die Milch allein“ — so rufen sie — „ist blöde,
und trocken ist das Brot für sich allein.
Wohlauf, ihr Zürcher denn, seid nicht zu spröde,
brockt euer Brot in uns're Milch hier ein!
Dann essen wir, was wir zusammen steuern,
wir hier auf unserm Grund, ihr auf dem euern!“

Nicht zweimal lassen sich die Zürcher laden,
im Augenblicke sind genug zur Hand,
das schwarze Brot in weißer Milch zu baden
und sich zu lagern um der Kufe Stand.
„Doch jeder soll auf seinem Grund sich letzen,
sonst darf der Feind ihm einen Hieb versetzen.“

Das Mahl beginnt. Man achtet anfangs züchtig
auf sein Gebiet bis zu der Mitte Rand.
Doch bald wird der, bald jener eifersüchtig
und streift hinüber in des Feindes Land.
Flugs wird ihm nun, wie das voraus verkündet,
mit derbem Löffelschlage heimgezündet.

Bald hatte sich ein weiter Kreis geschlossen
aus beiden Lagern, anzuschau'n den Scherz,
das muntere Gelärm der heitern Possen
erfreute wärmend manches bied're Herz.
„Wenn in dem Krieg die Gegner also hadern,
so strömt des Hasses Gift nicht durch die Adern.“ —

Hagenbach.

17. Nikolaus Leuenbergers Erhebung.

Die Eidgenossen blieben in Katholiken und Protestanten
(Reformierte) getrennt. Aber daß das Volk von beiden Seiten
Freundschaft und Brüderlichkeit forterhalten konnte, das erwies
sich im sogenannten Bauernkrieg.

Die regierenden Herren in den eidgenössischen Städten
Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Basel bedrückten ihre
Landleute mit schweren Steuern. Deshalb empörten sich die
(katholischen) Entlibucher gegen die Luzerner Regierung

Diese mahnte die Herren in Bern zur Hilfe. In Langenthal wurde deshalb über die (reformierten) Emmentaler Krieger Musterung gehalten. Die Mannschaft vernahm, gegen wen ihr Kriegszug gelten sollte. Nun erklärten die Krieger: „Wider unsere Brüder im Entlibuch kämpfen wir nicht. Sie sind mit Recht gegen ihre Obrigkeit aufgestanden.“ Mit solchen Worten liefen die Männer auseinander.

Als bald berichteten die Boten aus den beiden Talschaften hin und her: „Die Herren haben einander Hülfe zugesagt. Lasset uns dem Herrenbund einen Volksbund entgegensetzen!“ Zu diesem Zwecke wurde eine allgemeine Landsgemeinde nach Sumiswald im Emmental angesetzt. Da trafen Landleute beider Religionsparteien aus den Kantonen Bern, Luzern, Solothurn und Basel zusammen. Obmann oder Leiter des Volksbundes wurde Nikolaus Leuenberger, ein junger Bauernsohn aus dem Emmental. Er sträubte sich, das Amt anzunehmen. Aber das Volk kannte seine Bravheit und Klugheit. Es drängte ihn, bis er nachgab.

Vor der Landsgemeinde zu Sumiswald wurde nun ein Bundesbrief verlesen. Dann schwor die Gesamtzahl der anwesenden Männer: „Den eidgenössischen Bund wollen wir getreulich halten. Den Bauern aber soll verbleiben, was ihnen gehört. Dabei wollen wir einander schützen mit Gut und Blut.“

Nach Geinr. Rüegg.

18. Nikolaus Leuenbergers Untergang.

Das Landvolk im Zürichgebiet wagte keinen Aufstand wider seine Regierung. Es ließ willig sich zum Krieg gegen den Volksbund aufbieten. Den gleichen Dienst leisteten auch die den Bernern untertanen Waadtländer. Aber der Volksbund blieb gleichfalls nicht müßig. Leuenberger war tüchtig in seiner Führerschaft. Auf sein Geheiß liefen die Bauern als Boten willig durch Sturm und Regen. Seinem Wort und Wink war ein großer Teil des Schweizerlandes gehorsam. Seine Reden gefielen allem Volk. Er ritt zu Pferde in einem Scharlachmantel, den ihm die Entlibucher geschenkt hatten.

General Werdmüller von Zürich zog mit 9000 Mann — Zürcher, Glarner und Appenzeller — und 12 Kanonen gegen das aufständische Volk aus. Leuenberger befehligte über 20,000 bewaffnete Männer. Bei Wohlenswil im Reußtale fochten die Bauern mit begeistertem Mute, zuletzt mit rasender Verzweiflung. Aber das grobe Geschütz der Zürcher riß blutige Lücken in ihre Reihen. Sie mußten weichen. Am folgenden Morgen unterhandelten sie mit Werdmüller. Sie gingen einen Vertrag ein, den sie nicht recht verstanden. Ihrem Versprechen gemäß zogen sie dann friedlich nach Hause.

Nun aber nahmen die Herren von Bern und Luzern schreckliche Rache. Leuenberger wurde gefangen in die Stadt Bern gebracht. Mit einem Gurt von Stroh hatte man ihm ein hölzernes Schwert umgebunden. So verhöhnt, wurde er durch die Straßen geführt und dann enthauptet. Der Freiheitsdurst der Landleute war von da an für lange Zeit unterdrückt.

Nach Helnr. Rüegg.

19. Kleinjogg als Bauer.

Ein glücklicherer Bauer als der Berner Leuenberger war der Zürcher Ehlijogg. In dem Nebendorfe Wermatswil bei Uster besaßen die Brüder Felix und Jakob Gujer ein weitläufiges, aber wenig fruchtbares Heimwesen. Weil Jakob der jüngere Bruder war, wurde er Ehlijogg genannt.

Dieser dachte viel darüber nach, was bei der Bauersame besser gemacht werden könnte. In den sumpfigen Wiesen legte er Abzugsgräben an. Wies ein Acker lettigen Tonboden, durch den das Wasser nicht sickerte und in den die Wurzeln der Pflanzen nur schwer einbringen konnten, so führte Kleinjogg sandige Erde herbei. Dann pflügte er sie unter, damit sie den festen Grund lockere. Aus einem Gemisch von Laub, Unkraut, Asche und Erde gewann er durch öfteres Begießen mit Jauche viel guten Dünger. Darum erntete Kleinjogg ab dem gleichen Lande bald zwei- bis dreimal so viel als früher. Statt bloß 10 Stück Vieh konnten die Gebrüder Gujer nun 30 und mehr halten. Dadurch bekamen sie auch aus den Ställen weit

mehr Düngstoff. Zwei neue, sehr nutzbare Gewächse wurden von Kleinjogg zuerst in der Heimatgegend eingeführt: die Kartoffel als Nahrungsmittel für die Menschen und der Klee als Futtergewächs für das Vieh.

Nach Helnr. Rüegg.

20. Kleinjogg als Lehrer.

Im Dorfe Wermatswil herrschte zu der Zeit, da Chlijogg ein so guter Bauer wurde, große Hinlässigkeit. Um die baufälligen Häuser lag viel Kot. Die Gärten waren verwildert, die Zäune verfallen. Auf den unreinlichen Dorfplätzen tummelte sich die Jugend in zerfetzten Kleidern. Nun starb der alte Schulmeister, und zum neuen wurde Felix Gujer, der Bruder Kleinjoggs, gewählt. Dieser sagte freudig: „Jetzt ist der Weg offen, Böses auszurotten und Gutes zu pflanzen. Wir fangen bei der Jugend an.“

Wer von jetzt an ungewaschen und ungekämmt zur Schule kam, mußte zum Brunnen wandern. Zerrissene Kleider waren aus der Schulstube verbannt. Kleinjogg machte sich selber auch zum Lehrer der jungen Leute. Im Garten unterwies er ältere Schüler über die Pflege von Gemüsen und Blumen und im Pfropfen von Obstbäumen. Bald entstand ein schöner Wett-eifer unter dem heranwachsenden Volke. Die Knaben holten aus dem Walde wilde Baumstämmchen, setzten sie in guten Boden und veredelten sie. Die ganze Gemeinde fing an, längs den Hügelabhängen und Straßen Obstbäume zu pflanzen. Dann beredete Kleinjogg seine Nachbarn, daß sie ihr klein zerstückeltes und weit auseinander liegendes Land gegenseitig austauschten. So erhielten sie größere, zusammenhängende Grundflächen und brauchten darum minder Zeit zum Gehen und Fahren von hier nach dort.

Nach Heinr. Rüegg.

21. Aloys Reding.

Vor mehr als 100 Jahren — zur Zeit der Revolution oder Umwälzung — zogen französische Heerscharen in die Schweiz ein. Ein Teil des Schweizervolkes freute sich darüber.

Denn wie zur Zeit des Bauernkrieges waren auch jetzt wieder die Herren und Untertanen uneins. Die Franzosen versprachen, das Volk von dem Herrenjoch frei zu machen. Aber die Freiheitsbringer beraubten dann Freund und Feind fast auf gleiche Weise. Da beschloßen die Schwyzer auf einer Landsgemeinde, sie wollen keinen Franzosen in ihr Ländchen einziehen lassen.

Moyß Reding war der Landeshauptmann von Schwyz. Er wie seine Krieger hielten sich sehr tapfer. Die Franzosen zogen vom Zürichsee her gegen die Schwyzerberge empor. Ein Paß daselbst heißt Schindellegi. Hier leitete Reding die Verteidigung. Während eines mehrstündigen Kampfes gelangte kein Franzose über die Sihl. Aber am nahen Ekelpasse befehligte ein prahlhansiger Pfarrer aus Einsiedeln. Sobald es ernst galt, floh er feig und riß seine Mannschaft mit. Nun mußte auch Reding mit seinen wackern Leuten landeinwärts ziehen, sonst wären ihm die Franzosen vom Ekel her in den Rücken gefallen. Bei Rotenturm siegten dann die Schwyzer auf offenem Plan gegen die andringenden Feinde.

General Schauenburg, der Anführer der Franzosen, ehrte den Heldenmut der Schwyzer. Er schloß mit ihnen für einige Tage Waffenstillstand. Während der Zeit konnte die Landsgemeinde darüber abstimmen, ob sie Frieden schließen wolle. Der Landeshauptmann erklärte in dem Ring des Volkes, daß er mit den Kriegern bereit sei, ehrenvoll unterzugehen. Dann aber sei das Land der Wut siegreicher Feinde preisgegeben. Wenn dagegen die Schwyzer auf die Herrschaft über Untertanen verzichten, so bleiben die Franzosen in Einsiedeln stehen, kommen nicht nach Schwyz und verlangen keine Kriegsteuer. Das Volk möge nun wählen.

Mit Mehrheit wurde der Friedensschluß angenommen. Viele Krieger jedoch hatten dagegen gestimmt.

22. Pestalozzi in Stans.

Weil das Ländchen Nidwalden sich der neuen Ordnung in der Schweiz nicht fügen wollte, wurde es unter hartem Kampfe von den Franzosen erobert. Sie verheerten Dörfer und



Weiler mit Mord und Brand. Bald jedoch wandelte sich der Grimm der Sieger zu milderem Sinn um. Sie teilten ihr Brot mit den hungernden und obdachlosen Frauen und Kindern. Rings in der Schweiz und selbst im Auslande wurden Gelder gesteuert zum Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften. Und als ein Engel des Friedens kam der Zürcher Heinrich Pestalozzi nach Stans, dem Hauptorte von Nidwalden. Da versammelte er verwaiste Kinder, deren Väter und Mütter im Krieg umgekommen waren, in einem verlassenem Kloster um sich. Hier war er ihr Pflegevater und Lehrer. Niemand, als eine alte Magd, half ihm dabei. Voller Herzensgüte sorgte er für das geistige und leibliche Wohl dieser armen Waisen. Erst als Nidwalden sich einigermaßen aus der größten Not erhoben hatte, verließ Pestalozzi seine Schützlinge, die nun da und dort zerstreut ihr Brot verdienen mußten.

Wie war Pestalozzi solch ein Kinderfreund geworden? In seinen frühen Jugendjahren kam der kleine Heinrich nur selten aus dem etwas düstern Elternhause, das mitten in der Stadt Zürich stand. Der Vater starb frühe. Heinrich wurde nun ein sogenanntes Muttersöhnchen, er blieb kindisch, unbehilflich, aber weichherzig, seelengut. Sein Sinn empörte sich bei jedem Unrecht, das er erkannte. In seinen Jünglingsjahren schon dachte er darüber nach, wie er dem armen Volk ein Helfer werden könne. Als er ein Mann geworden, hatte er viele Jahre lang verwahrloste Kinder zur Erziehung in sein Haus aufgenommen.

23. Escher von der Linth.

Ein anderer stadtzürcherischer Knabe, Konrad Escher, wohnte während der Sommerszeit oft in einem Schlosse seines Vaters. Hier unter den Bauersleuten lernte er das Volk lieben. Deshalb ärgerte er sich, wenn es von den Herren unglimpflich behandelt wurde.

Als junger Mann machte Konrad Escher gerne Sommerreisen in die Alpen. So besuchte er auch die Talchaft zwischen dem Züricher- und dem Walensee. Sie sah schrecklich aus. Die Linth, welche viel Geröll aus den Bergen bringt, hatte damit ihr Bett immer höher ausgefüllt. Nun ergossen sich bei jeder Anschwellung die Wasser über beide Ufer. Grünende Obstbäume und weidende Herden waren verschwunden. Ringsher trauriger Sumpf! Der Walensee, dessen Abfluß von der hohen Linth zurückgestaut wurde, hob sich zuweilen so stark, daß man zu Walenstadt und Wesen mit Schiffen durch die Straßen fuhr. Sank das Wasser, so stiegen voller Modergeruchs verderbliche Dünste auf. Bleich, matt und krank sahen die Bewohner der Gegeud in dumpfer Trostlosigkeit das Übel mehr und mehr wachsen. Hilfe schien unmöglich!

Der Anblick dieses Elendes machte einen tiefen Eindruck auf Escher. Aber erst nach Jahren fand er Zeit, einen Plan zur Rettung zu entwerfen. Andere Männer prüften ihn und fanden ihn gut. Das ganze Schweizervolk wurde zu Beiträgen

für das Rettungswerk aufgerufen. Im Jahre 1807 begannen die Ausführungsarbeiten.

Für die Linth wurde zunächst ein Kanal nach dem Walensee gegraben, damit sie in dessen Tiefe ihr Geschick ablege. Im Mai 1811 schlug das Gewässer seinen neuen Weg unter dem Zujuchzen einer großen Volksmenge ein. Dann wurde ein zweiter Kanal vom Walensee bis in den Zürichsee ausgehoben. Über die große Zahl der Arbeiter führte Escher die Aufsicht. In Wind und Wetter blieb er draußen, watete im Morast und half überall raten und ordnen. Im Jahre 1822 war das große Werk vollendet. Mit freudigem Mute haben seither die Talbewohner das verwüstete Gebiet zum großen Teil urbar gemacht.

24. Heinrich Dufour.

Von der Revolutionszeit an, da französische Heere in die Schweiz kamen, bis zum Jahr 1815 gehörte die Stadt Genf zu Frankreich. Als nun die Genfer wieder Schweizer wurden, war



ihre Freude darüber groß. Ein Stadtbürger von Genf, Heinrich Dufour, hatte unter der französischen Regierung den Rang eines hohen Offiziers erlangt. Aber sobald er mit seiner Vaterstadt schweizerisch wurde, verließ er seine ehrenvolle Stellung in Frankreich. An der Hochschule zu Genf wurde er ein berühmter Lehrer (Professor). Er hat besonders für Erstellung guter Karten über die schweizerischen Ge-

birgsgegenden gesorgt. So gab er sich nun eher mit Arbeiten des Friedens, als mit solchen des Krieges ab.

Da entstand 1847 ein besonderer Bund (Sonderbund) der sieben katholischen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Doch die Gesandten von 13 Kantonen erklärten auf der Tagsatzung, dieser Sonderbund müsse

aufgelöst werden, nur der Gesamtbund dürfe gelten. Dieser Ansicht waren auch viele Katholiken sowohl in Luzern als in Solothurn und St. Gallen, im Aargau, Thurgau und Tessin. Als es dann zum Kriege zwischen dem Hauptbund und dem Sonderbund kam, standen auch Reformierte auf der letztern Seite. Der sonderbündische General Salis war ein protestantischer Bündner.

Die Mehrheit der Tagsatzung wählte Heinrich Dufour aus Genf zu ihrem General. Erst zwang er die Stadt Freiburg zur Aufnahme eidgenössischer Truppen. Dann zog er gegen Luzern. Hier kämpften die Sonderbundsverteidiger wacker. Aber die größere Macht des eidgenössischen Heeres siegte. Die fünf übrigen Sonderbundskantone ergaben sich ohne Kampf. General Dufour sorgte nachdrücklich dafür, daß die Besiegten als eidgenössische Brüder freundlich behandelt wurden. Eine ihnen auferlegte Kriegssteuer wurde später auf Dufours Antrag zum größern Teile nicht bezogen. Seither haben sich die Eidgenossen, auch bei ungleichen Meinungen, besser vertragen gelernt.

Heinrich Dufour starb in hohem Greisenalter in seiner Heimatstadt Genf. Auch ehemalige Sonderbundsmänner bezeugten an seinem Grabe, daß er ein wackerer Schweizer voll Vaterlands- und Bruderliebe gewesen sei.

25. Aus neuester Zeit.

Im Winter 1870 auf 71 führten Deutschland und Frankreich Krieg mit einander. Die schweizerische Westgrenze wurde von einer eidgenössischen Heresabteilung streng bewacht. Ihr General hieß Herzog von Aarau. Er mußte dafür sorgen, daß keine fremde Kriegspartei auf schweizerischen Boden vordringe.

Und doch kam im Februar 1871 eine französische Armee von 90,000 Mann mit einer Menge von Pferden und Kriegsgewehr über die Schweizergrenze herein. Wieso? Auf französischem Gebiete waren sie in einem großen Bogen von einer deutschen Heeresmasse umschlossen. Nur längs der schweizerischen Grenze standen keine deutschen Feinde, sondern nachbarliche eidgenössische Freunde. Diese zeigten sich bereit, die bedrängten Franzosen als Gäste auf Schweizerboden übertreten zu lassen. Nur mußten

sie beim Einmarsch sofort ihre Waffen ablegen. Das thaten die sonst stolzen französischen Krieger wohl ungern genug. Doch sie konnten sich gegen die andringenden Deutschen nicht mehr wehren. Denn inmitten des rauhen Juragebirgs litten die eingeschlossenen Franzosen großen Mangel an Nahrung, und im tiefen Schnee kamen sie vor Kälte fast um.

Beim Übertritt waren Brot und Schuhe für die Menschen und Heu für die Pferde das nächste Bedürfnis. Möglichst rasch wurde die notleidende Mannschaft nach allen Gegenden der Schweiz verteilt. Eine große Zahl litt insolge der Kälte an wunden Füßen. Viele Hunderte erlagen in den Spitalern den erduldeten Kriegsleiden. Doch überall im Schweizerlande sind die armen Gäste freundlich aufgenommen und monatelang mit Nahrung und Kleidung gut versehen worden.

Nach dem Friedensschlusse zwischen Frankreich und Deutschland zogen die Bourbakileute — ihr General hatte Bourbaki geheißten — in ihr Heimatland zurück. Beim Abschied sprachen sie innigen Dank gegen die gastfreundliche Schweiz aus.

Dritter Abschnitt.

Aus der Naturkunde.

1. Das Erwachen der Pflanzen im Frühling.

1.

Die strenge Herrschaft des Winters ist endlich vorbei. Die freundliche Sonne und die warme Frühlingsluft haben den Schnee geschmolzen und das Eis gebrochen. Es naht für uns Menschenkinder das frohe Osterfest und für die Natur der Aufstehungstag. Die zarten Pflänzchen in Wiese und Feld, die so lange unter der Schneedecke geschlafen, erwachen wieder.

Hier hebt das weiße Schneeglöcklein sein zartes Köpfchen empor. Es bringt uns den ersten Frühlingsgruß. Bald folgt das Maßliebchen oder Gänseblümchen nach. Die Schlüsselblume will nicht zurückbleiben und ladet die Kinder ein, die ersten Blumenkränze zu flechten. Am Rande des Baches kommt die gelbe Dotterblume hervor. Dort, wo das Bächlein die Wiese bewässert, entsteht ein grüner Rasen. Allerlei Gräser strecken zarte Blättchen in die Höhe und bereiten dem muntern Zicklein ein leckeres Mahl. Wie wunderbar! Tag für Tag erscheinen neue Blumen, und bald ist die Flur bekleidet mit tausend und tausend Pflänzchen.

„Wo nume'n au es Löchli isch,
schlüft's Leben use jung und frisch!“

So verwandeln sich bald Wiese, Feld und Wald zu einem herrlichen Blumengarten. Wie ist es möglich, daß die Pflanzen nach langem Winterschlaf so plötzlich wieder erwachen können!

2.

Wir wollen diesen wunderbaren Vorgang etwa an der Dotterblume zu erklären suchen.

Der unterste Teil des Stengels, der in der Erde steckt, hat eine Verdickung. Es ist dies der Wurzelstock. Derselbe stirbt im Herbst nicht ab. Im Winter bleibt er durch die Überreste der abgestorbenen Blätter vor dem Erfrieren geschützt. Im Frühling sendet der liebe Gott den warmen Sonnenschein. Dann entspringt aus dem Wurzelstock ein neuer Stengel mit neuen Blättern und Blüten. Fast alle krautartigen Pflanzen der Wiesen haben einen Wurzelstock und können daher viele Jahre lang leben. Man heißt solche Pflanzen ausdauernd.

Die Pflanzen auf dem Ackerfeld hingegen sterben im Herbst ganz ab. Man muß daher im Frühjahr den Samen in den lockern Grund austreuen. Nach wenig Tagen wird der Samen schon Wurzeln und Blätter ausschlagen. Pflanzen, die man alljährlich neu ansäen muß, heißen einjährige Pflanzen.

Ganz anders ist es bei den Bäumen. Sie entstehen auch aus den Samen. Aus jedem gesunden Apfelskern kann ein mächtiger Apfelbaum werden. Das dauert aber gar viele Jahre. Jenen großen Birnbaum hat der Großvater gepflanzt, als er noch ein Knabe war.

Im Herbst fallen die Blätter von den Bäumen. Diese stehen im Winter kahl da. Aber man erkennt an den äußersten Zweigen kleine, rotbraune Anschwellungen (Knospen). Sie sind mit harten Blättchen gut zugedeckt und gegen die Winterkälte geschützt. Dies sind die Knospen. Im Frühling fangen sie an zu schwellen, und bald entstehen aus ihnen Laub und Blüten.

So hat der liebe Gott die Natur mit gar mannigfaltigen Kräften ausgerüstet. Aus dem Samen, aus dem Wurzelstock, aus der Knospe sprießt jeden Frühling neues Leben hervor. Hier entsteht ein schwaches Kraut, dort ein kräftiger Baum, hier ein zartes Gras, dort ein knorriger Strauch. Die Natur ist zu frischem, fröhlichem Leben erwacht.

2. Blüte und Frucht des Apfelbaumes.

In unserem Obstgarten stehen Apfelbäume, Birnbäume und Kirschbäume. Schon hat der Kirschbaum sein weißes Frühlingskleid angezogen. Bald steht auch der Birnbaum in vollem Blüten-



Fig. 1.

schmucke da. Zuletzt öffnen sich die Knospen des Apfelbaumes. Aus der einen bricht ein Büschel zarter Blätter, aus der andern ein Sträußchen von 6 bis 10 schönen, rötlichen Blüten hervor. Dieselben sind vom Schöpfer gar wunderbar eingerichtet, denn aus ihnen sollen sich die schönen, wohlschmeckenden Äpfel entwickeln. Wir wollen daher die Apfelblüte aufmerksam beobachten.

2.

Das Blütenstielchen ist grün und zart, es leitet die Nahrung in die Blüte und später in die Frucht. Oben trägt es eine becherartige Anschwellung mit weißen, filzigen Haaren. Dies ist der Kelch. Er endigt in fünf Zipfel. Der Kelch trägt die übrigen Blütenteile. Zunächst sehen wir fünf große, rundliche, rötlich-weiße Blätter. Sie zieren die Pflanze, wie die Krone den König. Daher nennt man sie Blumenkrone. Die Blumenblätter sind nicht bloß zierlich gefärbt, sondern sie verbreiten auch einen wohlriechenden Duft.



Fig. 2.

Am Kelchrande, innerhalb der Blumenkrone, sind die Staubgefäße, mehr als zwanzig an der Zahl, angewachsen. Sie bestehen je aus einem zarten Staubfaden und aus einem gelben, gefurchten Kolben, dieser heißt Staubbeutel, weil er den Blütenstaub enthält. Der innerste Teil der Blüte, welcher aus der Mitte des Kelches hervorstößt, heißt Stempel. Er besteht aus dem Fruchtknoten, aus fünf hohlen Griffeln und

aus einer klebrigen Narbe. Der Fruchtknoten ist im Kelche eingeschlossen und enthält die Sameneierchen.

Soll nun die Blüte zur Frucht reifen, so muß der Blütenstaub auf die Narbe fallen. Von hier gelangt er durch die hohlen Griffel zu den Eierchen im Fruchtknoten. Dieser Vorgang heißt Befruchtung. Staubgefäße und Stempel sind also notwendige Glieder einer gesunden Blüte und dürfen darum nie fehlen. Kelch und Blumenkrone hingegen dienen mehr nur zum Schutze und sind nicht streng notwendig.

3.

Bald nach der Befruchtung fallen die Blumenblätter ab. Die Staubgefäße verdorren, während der Kelch von Woche zu Woche größer wird. Doch fällt gar mancher junge Apfel vorzeitig ab. Der Baum könnte sie ja nicht alle ernähren. Oft kommt eine kalte Frühlingsnacht, und die Früchtchen erfrieren. Oder während der Blütezeit weht ein trockener, warmer Wind — der Föhn — und die Blüte verdorrt. Auf allen Obstbäumen halten sich auch gefräßige Raupen und Würmer auf. Wenn unsere Singvögel diese schädlichen Tiere nicht so emsig zusammensuchten, so bekämen wir wohl gar keine reifen Äpfel. Hat das Apfelfrüchtchen alle Gefahren überstanden, so reift es zum goldgelben, wohlschmeckenden Apfel heran. Der-



Fig. 3. Die Apfelfrucht.

selbe ist rund, an der Spitze und am Stil etwas eingedrückt. Er enthält ein saftreiches, säuerliches oder süßes Fleisch. Innen ist ein lederartiges Samengehäuse. Dieses enthält in seinen fünf Fächern die braunen Apfelkerne. Aus diesen kann man wieder junge Apfelbäume heranziehen. Das eßbare Fleisch des Apfels ist nur die schützende Hülle des Samens.

Der Apfel wird roh, gekocht oder gedörrt gegessen. Auch bereitet man daraus ein gesundes Getränk, den Apfelwein oder Most. Gutherzige Kinder vergessen nicht, im Winter die Apfelkernchen für die hungrigen Singvögel aufzuheben.

3. Der Stamm des Apfelbaumes.

1.

Der kräftigste Teil des Apfelbaumes ist der Stamm. Er entspringt aus der Wurzel, welche sehr kräftig ist und sich weit und tief in das Erdreich verzweigt. Der Stamm ist etwa 2 m hoch. In dieser Höhe verzweigt er sich in 2 bis 5 fast gleich starke Hauptäste. Diese vergabeln sich in die Breite und in die Höhe und bilden auf diese Art die Krone des Baumes. An den letzten Verzweigungen der Äste sind die Blätter und die Blüten.

Der Stamm des Apfelbaumes ist in der Jugend dünn und schwach. Man stützt ihn daher durch einen Pfahl. An diesem wird das Stämmchen festgebunden und gerade gezogen. Jetzt kann man es noch biegen, strecken und ziehen, wie man will. Der alte Baum hingegen läßt sich nicht mehr ziehen. Ohne Pfahl würde das junge Stämmchen verkrüppeln, oder der Wind würde es abbrechen. Gleich ein solches Stämmchen nicht einem Kinde?

2.

Von Jahr zu Jahr wird das Stämmchen dicker und die Krone mächtiger. Es wächst von innen heraus.

Der äußerste braune Teil des Stammes ist die Rinde. Am jungen Stämmchen ist sie glatt. Bei ältern Bäumen wird die Rinde durch das Wachstum von innen gesprengt. Sie zerbricht in Borke. Viele kleine, schädliche Tiere legen ihre Eier unter diese Borke. Die Singvögel hüpfen daher gar emsig Stamm auf und ab, besonders im Winter. Sie suchen diese kleinen Eierchen und zerstören auf diese Weise viele schädliche Insekten. Der fleißige Landmann muß überdies den Stamm von Zeit zu Zeit reinigen. Moos und alte Borkestücke werden abgekratzt und dadurch die Schlupfwinkel der Insekten zerstört.

Der innere Teil der Rinde ist noch weich, saftig und grünlich. Dies ist der Bast. Wird die Rinde ringsum bis auf das Holz abgeschält, so muß der Baum absterben.

3.

Unmittelbar unter der Rinde liegt das weiche Holz oder der Splint. Er ist im Frühjahr und im August saftig. An dieser Stelle wächst der Baumstamm alljährlich um einen Ring in die Dicke. Am durchschnittenen Holzstamm erkennt man diese Ringe ganz deutlich. Sie heißen Jahrringe. An denselben kann man das Alter des Baumstammes ablesen. Das feste, zähe Holz liegt innerhalb der jüngsten Jahrringe und heißt Kernholz. In der Mitte des Stammes ist ein weißliches, weiches Holz, das Markholz. Von ihm aus gehen durch das Kernholz bis an die Rinde die Markstrahlen, welche wie das Mark aus weichem Holze bestehen.

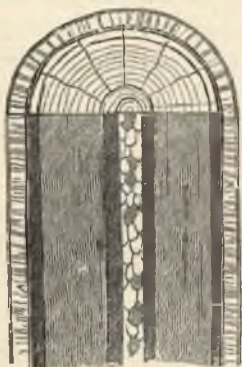


Fig. 4. Durchschnitt eines Holzstammes.

Ein Baum kann innen ganz hohl und faul sein, und dennoch stirbt er nicht ab. Das Markholz ist also zum Leben des Baumes nicht nötig, weil der Saft durch Splint und Bast strömt.

Der Stamm leitet den Saft von der Wurzel zur Krone. Er hebt Blätter und Blüten zu Luft und Sonnenschein empor. Pflanzen, welche einen Holzstamm besitzen, ähnlich wie der Apfelbaum, heißen Bäume. Es gibt Laubholzbäume und Nadelholzbäume. Bei diesen sind die Blätter dünn und schmal wie Nadeln.

4. Die Wiesensalbei.

1.

Die Wiesensalbei wächst wild in trockenen Wiesen, an Wegen und Hecken. Sie hat eine braune Hauptwurzel und sehr viele Seitenwurzeln. Aus dem Wurzelstock kommen meist mehrere Stengel. Aber diese sind nicht holzig wie beim Apfelbaum, sondern weich und grün. Die Wiesensalbei hat also einen Krautstengel. Sie ist eine Krautpflanze. Der Stengel ist vierkantig, behaart und hohl.

2.

Die Blätter sind gegenständig, weil je zwei einander gegenüberstehen. Die Anwachsungsstelle des Blattes bildet mit dem Stengel ein kleines Grübchen. Das ist die Blatt-



Fig. 5.

achsel. Aus ihr treten Äste hervor, welche dem Hauptstengel ganz ähnlich sind. Der Stengel ist oben und unten beblättert, die untern Blätter sind gestielt, die obern hingegen sind sitzend und viel kleiner. Alle sind herzförmig und am Rande gekerbt. Die Blattfläche ist runzlig.

3.

Die Blüten stehen rings um den Stengel herum in einem Quirl. Unter jedem Quirl sitzen zwei kleine Blätter. Der Kelch ist einblättrig, zweilappig. Die Blumenkrone ist blau. Sie besteht aus einer Röhre. Diese spaltet sich oben in eine Oberlippe und in eine Unterlippe. Die Oberlippe gleicht einem gebogenen Helm. Die Unterlippe dagegen ist dreiteilig, kropfig.

In der Oberlippe liegen zwei gebogene Staubfäden. Aus der Spitze des Helms ragt der zweiteilige Griffel hervor. Er steht höher als die Staubbeutel. Die Blüte kann sich daher nicht gut befruchten. Nun befindet sich aber im Grunde der Blumenröhre

ein Honigtröpfchen. Das weiß die Biene gar wohl. Sie kommt hungrig dahergeflogen, setzt sich auf die Unterlippe und nascht mit ihrer langen Zunge den Honig. Dabei drückt sie auf den untern Teil der Staubfäden, so daß sich die Staubbeutel gegen den Rücken der Biene bewegen. So wird der Blütenstaub an den haarigen Leib der Biene abgestreift, wie wir es in vorstehendem Bilde sehen. An dem einen Honigtröpfchen hat sich aber die Biene noch nicht satt getrunken. Sie fliegt davon und setzt sich auf andere Salbeiblüten. Gar leicht können dabei einige Körnchen von dem Blütenstaub, welchen die Biene davon getragen hat, auf die Narbe fallen. Nun ist die Blüte befruchtet, und ihre Sameneierchen können sich entwickeln. Die Salbei schenkt also ihren Honig nicht umsonst aus, sie erntet dafür reichliche Früchte.

5. Die Heckenrose.

1.

Die Rose unserer Gärten ist die Königin der Blumen. Wie herrlich duften die zarten, schöngefärbten Blumenblätter! Wie zierlich und lieblich ist die halbgeöffnete Rosenknospe! Unsere Gartenrose hat in Hecke und Wald eine wildwachsende Schwester, die Hecken- oder Hundzrose. Sie muß mit andern Pflanzen um ihre Nahrung kämpfen. Auch entbehrt sie der sorgfältigen Pflege durch die Menschen. Ihre Blumen sind daher viel magerer und kleiner und duften nicht so lieblich wie diejenigen ihrer wohlgenährten Schwester im Garten.

2.

Die Heckenrose besitzt einen Holzstamm. Dieser ist aber viel schwächer und kleiner als derjenige des Apfelbaumes. Sie ist daher nur ein Strauch. Stämmchen und Äste sind mit sichelförmigen Stacheln besetzt. Keine Rose ohne Dornen! Die Stacheln sitzen nur in der Rinde fest. Die Äste dagegen kommen aus dem Holz heraus und durchbrechen die Rinde.

Das Blatt des Rosenstrauches ist zusammengesetzt, denn an einem gemeinsamen Blattstiel stehen mehrere (5—7)

Blättchen. Die einzelnen Blättchen sind eirund und am Rande gezähnt. Es stehen je zwei Blättchen einander gegenüber, nur an der Spitze sitzt ein Blättchen, gewöhnlich das größte, allein. Das Rosenblatt ist also unpaarig gefiedert. Die obere, der Sonne zugekehrte Blattfläche erscheint dunkelgrün, die untere mehr blaugrün.



Fig. 6. Blüten und Blätter.



Fig. 7. Durchschnittene Rosenblüte.



Fig. 8. Hagebutte.

Die Blüten stehen an den Enden der Zweige. Der Kelch ist bauchig, oben eingeschnürt und endigt in fünf langen, zierlichen Zipfeln. Wenn sich die Blüte öffnet, so legen sich die Zipfel zurück. Die Blumenkrone besteht aus fünf hellroten, rundlichen Blättern. Auf dem Kelchrand sind sehr viele Staubgefäße. Diese verwandeln sich bei der Gartenrose in lauter Blumenblätter. Sie erscheint daher als gefüllte Rose.

Der grüne, fleischige Kelch der Heckenrose verwandelt sich zur roten Hagebutte. Sie schließt viele harte Sämchen ein, welche zwischen steifen Haaren liegen. Die rote, fleischige Hülle ist essbar.

3.

Aus dem wilden Rosenstrauch kann man eine edle Gartenrose heranziehen. Das Stämmchen wird von der Hecke in den Garten versetzt. Nun schneidet man aus dem Stämmchen der

Gartenrose eine Knospe aus und bindet sie sorgfältig unter die Rinde des wilden Rosenstocks. Der Lehrer will uns dieses Kunststück bei unserm nächsten Spaziergang auch zeigen.

6. Der Winterreps oder Lewat.

1.

Der Reps ist eine krautartige Ackerpflanze. Im Mai und Juni steht er im goldgelben Blütenschmucke da. Zahllose Bienen summen von Blume zu Blume und naschen Blütenstaub und Honig.

Das Repsfeld ist vom Landmann schon letzten Herbst bestellt worden. Von dem ersten Schnee hat sich das braune Samenkörnlein zu einer starken Hauptwurzel und mehreren bodenständigen Blättern entwickelt. Die zarte Pflanze hat unter Eis und Schnee den Winter überdauert, ohne Schaden zu nehmen.

2.

Im Frühjahr hat nun der Reps vor andern Saatzpflanzen einen großen Vorsprung. Rasch entwickelt sich die Hauptwurzel. Bald ist sie fingerdick, unten zugespitzt wie ein Pfahl. Man nennt sie daher Pfahlwurzel. Sie befestigt die Pflanze im Boden. Seitlich an der Pfahlwurzel entspringen zahllose kleine Fäserchen, welche das Erdreich nach allen Seiten durchdringen. Sie saugen die Nahrung aus dem Boden und heißen daher Saugwurzeln.

Auch der Stengel wächst lebhaft in die Höhe. Bald ist er meterhoch. Oben verzweigt er sich in mehrere Äste. Stengel und Äste sind stark beblättert. Die Blätter sind gelappt und blaugrün. Die obern Blätter umfassen den Stengel und sind sitzend.

Die Blüten stehen auf dünnen, fast gleich langen Stielchen, welche an verschiedenen Stellen der Äste entspringen. Man heißt diesen Blütenstand eine Traube. Der Kelch ist vierblättrig, die vier goldgelben Blumenblätter bilden ein Kreuz. Der Reps hat also eine Kreuzblüte.

Es sind sechs Staubgefäße vorhanden, von denen vier länger sind als die andern zwei.



Fig. 9.
Schotenfrucht.

Am Grunde der Staubgefäße befinden sich vier kleine Wärmchen, welche von Honig gefüllt sind. Diese Honigdrüsen locken die Bienen an. Durch den häufigen Besuch dieses Insekts wird die Befruchtung der Blüte gefördert, ganz ähnlich wie bei der Salbei.

3.

Nach der Befruchtung fallen die Blütenteile ab, bis auf den Fruchtknoten. Dier entwickelt sich zu einer langen Schote. Die Schote hat eine Scheidewand. Zu beiden Seiten derselben liegen die kleinen Samen, welche sehr viel Öl enthalten. Man gewinnt dasselbe durch starkes Pressen. Früher wurde der Reps viel häufiger gebaut als jetzt. Man kannte weder das Petroleum noch das Leuchtgas. So mußte man damals an den langen Winterabenden beim trüben Öllicht arbeiten.

Der Reps ist keine wildwachsende Pflanze wie die Wiesen-salbei, sondern er gehört zu den angebauten oder kultivierten Pflanzen.

7. Die angebaute Erbse.

1. Ansaat und Entwicklung.

Meine Mutter pflanzt alljährlich im Garten ein Beet Erbsen an. Denn wir essen die grünen, süßen Hülfsen gerne, und im Winter schmeckt die Erbsensuppe sehr gut. Ich habe der Mutter letzten Frühling beim Anpflanzen des Erbsenbeetes geholfen. Das war gar lustig und lehrreich dazu.

Das Erdreich wird zuerst durch Umstechen und Hacken ganz locker gemacht. Auch Dünger wird in die Erde vergraben. Aus diesem soll die Wurzel ihre Nahrung saugen. Wie wunderbar! Hier ist Erde und Dünger, und daraus soll die Erbse Stengel, Blätter und eßbare Samen bilden!

Das Gartenbeet wird nun in Reihen abgeteilt. In jede Reihe macht man etwa handtiefte Löcher. In jedes Loch kommen 10—12 Erbsen. Die Zwischenräume werden mit dem Rechen schön verebnet, und der Mensch überläßt die Ansaat getrost der Natur.

Der liebe Gott schickt Regen und Sonnenschein, und nach wenig Tagen hebt jede Erbse ein zartes Stengelchen mit zwei rundlichen, dicken Blättchen in die Höhe. Diese Blättchen erkennt man ganz gut als die beiden Hälften des Samens. Sie heißen Samenlappen oder Keimblätter. Das junge Pflänzchen zieht aus ihnen die erste Nahrung. Sie schrumpfen daher zusammen, je mehr die junge Pflanze wächst.

Bald ist die Wurzel so erstarbt, daß sie nun selbst die Nahrung aus dem Boden auffaugen kann. Zwischen den Samenlappen zeigt sich eine Knospe. Diese entwickelt sich rasch zu einem neuen Stengelglied. Oben an demselben zweigt sich ein Blatt ab. Aus einer neuen Knospe entspringt ein neues Stengelglied, und bald ist die Pflanze groß geworden.

2. Beschreibung der Erbsenpflanze.

Der krautartige Stengel der Erbsenstaude ist nicht so stark wie derjenige des Keps. Er kann nicht selbständig aufrecht stehen. Man muß ihn daher mit einem Pfahl stützen. Das zusammengesetzte Blatt ist paarig gefiedert. Der Blattstiel endigt oben nicht mit einem Blatt wie bei der Rose, sondern er läuft in einen feinen Draht aus. Diese Ranke ist gleichsam die Hand der Erbsenstaude. Sie windet sich um den festen Pfahl, und auf diese Weise kann sich der rankende Stengel aufrichten und festhalten. So genießt die Erbse mit Hülfe der Krücke Luft und Sonnenschein. Zu dem Hauptblatte gehören noch je zwei große Nebenblätter. Sie sind halb herzförmig und umfassen den Stengel. Die Blüten haben eine gar merkwürdige Form. Der Kelch ist glockig, fünfspaltig. Der Krone besteht aus fünf ungleich großen, weißen oder blauroten Blumenblättern. Diese sind so gestellt, daß sie einem sitzenden Schmetterlinge gleichen. (Das nach oben gerichtete große Blumenblatt heißt *F a h n e*, die zwei gleich großen, zusammenneigenden Blätter an der Seite sind die *Flügel*.)

Diese letztern schließen das Schiffchen ein, welches aus zwei an der Spitze verwachsenen Blättchen besteht. Im Schiffchen sind zehn zu einem Schlauch verwachsene Staubfäden und der Stempel.)



Fig. 10.

Der Fruchtknoten entwickelt sich zu einer Hülse. Sie besteht aus zwei langen, fleischigen Blättern, welche durch eine Naht verwachsen sind. Im Innern der Hülse sind 4—6 Samen, die runden Erbsen, angewachsen. Der Nahrungstoff für die Samen wird anfänglich in die Hülseblätter abgelagert, welche daher essbar sind. Die Samen sind dann noch klein. Bald aber wird die Hülse dünn und holzig, und die Samen reifen zu den großen, kugeligen Erbsen aus. Jetzt springt die Hülse von selber auf.

Die Erbse hat eine Schmetterlingsblüte und trägt eine Hülsefrucht. Die Hülse hat keine Scheidewand wie die Schote.

8. Die Tollkirsche oder Belladonna.

1.

Die Pflanze ist eine gar wunderbare Küche. Bald kocht sie aus Wasser und Erde eine nahrhafte Erbse oder eine zuckersüße Birne. Bald aber bereitet sie geheimnisvolle Säfte, die den kranken Menschen gesund machen oder aber unsern Leib zerstören. Jene Pflanzen, aus denen man heilende Tränklein für den kranken Menschen bereitet, heißen Heil- oder Arzneipflanzen. Giftpflanzen hingegen haben so starke Säfte, daß sie die Gesundheit von Menschen und Tieren gefährden, ja ihnen sogar den Tod bringen.

2.

Die gefährlichste Giftpflanze unserer Gegend ist die Tollkirsche. Sie wächst im schattigen Walde an unheimlicher, vereinsamer Stelle. Ein dicker Wurzelstock treibt alljährlich krautige fast mannshohe Stengel, die im Herbst wieder absterben. Der

einzelne Stengel ist rötlich angelaufen, fingerdick und verzweigt sich oben in viele Äste. Stengel und Äste sind mit großen, eiförmigen Blättern besetzt. Dieselben verbreiten einen unangenehmen, betäubenden Geruch und sind wie Stengel und Wurzel giftig.

In der Blattachsel entspringen ein bis zwei Blütenstielchen. Der Kelch ist einblättrig, fünfzipflig. Die Blumenkrone besteht auch nur aus einem Blatt. Sie ist glockenförmig, am Rande gelappt und von blaßrötlicher Farbe. Innen an der Blumenkrone sind fünf Staubgefäße angewachsen.



Fig. 11. Durchschnittene Beere.

Zweig der Tollkirsche mit Blüte und Beere.

Bald fällt die Blumenkrone ab, und der runde Fruchtknoten entwickelt sich zu einer Beere. Dieselbe ist anfangs grün, dann rot, endlich bei der Reife glänzend schwarz und hat ungefähr

die Größe einer Kirsche. In dem weichen, saftigen Fleische sind sehr viele braune Sämchen eingeschlossen.

Die Tollkirsche ist eine ausdauernde Krautpflanze. Sie hat große Blätter, eine glockige Blumenkrone und eine Beerenfrucht.

3. Vergiftung durch Tollkirschen.

Gar häufig kommt es vor, dass unerfahrene Kinder im einsamen Walde die Tollkirsche treffen. Verlockend lachen ihnen die glänzenden Beeren entgegen. Sünde und Versuchung gehen ja immer in glänzendem Gewande einher.

Unglückliches Kind, zieh' deine Hand ab von dieser Frucht, sonst ist es um dein junges Leben geschehen! Doch es hört nicht die warnende Stimme: „Iß keine Frucht, welche du nicht als unschädlich und ungefährlich kennst!“ Es ißt von den fade süßlich schmeckenden Beeren nur einige Stücke, was leider schon zu viel ist. Nach kurzer Zeit wird es unwohl. Der Augenstern erweitert sich. Ein betäubender Kopfschmerz stellt sich ein. Halb ohnmächtig taumelt es dahin. Bald weiß es nicht mehr, wo es ist. Die bangenden Eltern finden ihr liebes, blühendes Kind nur als eine Leiche wieder.

Wenn bei Vergiftung durch die Tollkirsche rasch ärztliche Hilfe hinzutritt (Erbrechen), so kann öfters das Schlimmste verhütet werden.

Merkwürdig ist es, daß gerade die Giftpflanzen auch Heilkräfte besitzen. So kann der Arzt das Gift der Tollkirsche gegen Augenkrankheiten anwenden.

Die wunderbaren Säfte der Pflanze können also zum Tode oder zum Leben führen.

Wir wollen uns die Lehre merken:

„Esset keine Früchte, von denen ihr nicht ganz bestimmt wißt, daß sie gut und genießbar sind!“

9. Die weiße Lilie.

1.

Im Lande Kanaan ist die Heimat der weißen Lilie. Dort wächst sie wild, die herrliche Blume. Wegen ihrer Schönheit ist sie zu uns verpflanzt worden. Sie ist die schönste Zierpflanze unserer Gärten. Es gibt noch viele andere

Pflanzen, welche bei uns bloß im Garten oder im Treibhaus gedeihen. In wärmern Ländern der Erde wachsen sie wild und werden doch viel größer und glänzender als bei uns unter der sorgfältigsten Pflege. Wie dort unter dem warmen Himmelsstrich die Pflanzen viel reicher, größer und schöner werden als bei uns, so gedeihen sie dagegen in kalten Ländern viel spärlicher als in unserer Gegend. Unsere große Tanne verkümmert dort zu einem kriechenden Strauch.

2.

Die weiße Lilie hat in der Erde eine Zwiebel (Fig. 12 und 13). Dieselbe besteht aus 20—30 in einander geschachtelten Blättern. Sie kann mit einer Knospe verglichen werden. Aus der Zwiebel schlagen nach unten die Wurzeln aus, nach oben treibt der Stengel.



Fig. 12. Zwiebel, äußere Ansicht. Fig. 13. Durchschnitt der Zwiebel.

Die Wurzeln bilden einen Büschel. Alle einzelnen Würzelchen sind ungefähr gleich stark. Die Lilie besitzt also Nebenwurzeln.

Der Stengel, welcher aus der Zwiebel hervorbricht, ist rund und fast meterhoch. Er ist mit länglichrunden, schmalen Blättern besetzt.

Am obern Teil des Stengels hangen 3—8 wunderbar schöne und liebliche Blüten. Sechs schneeweiße, große Blumen-

Blätter sind zu einer Glocke zusammengestellt, der Kelch fehlt. Die Blütenhülle ist also nur einfach.

Im Innern der prächtigen Blumenkrone sehen wir sechs große Staubfäden mit großen, goldgelben Staubbeuteln. Wer den herrlichen Duft genießen will, bekommt sicher eine gelbe Prise an die Nase.

Der große Stempel hat eine dreiteilige Narbe und einen dreifächerigen Fruchtknoten. Dieser entwickelt sich zu einer Kapsel, welche bei der Reife aufspringt.

Die neue Pflanze entsteht selten aus dem Samen. Während des Sommers bildet sich eine neue, unterirdische Knospe oder Zwiebel. Aus dieser entsteht im Frühling eine neue Lilienspflanze.

Die Lilie in ihrem schneeigweißen Blütenschmucke ist das Sinnbild der Unschuld.

10. Der Weizen.

Der Weizen stammt wie die weiße Lilie aus dem Morgenlande. Er wird seit uralter Zeit gebaut und ist die wichtigste aller Kulturpflanzen. Als man den Weizen noch nicht anbaute, mußten sich die Menschen durch Jagd und Fischfang ernähren. Sie hatten daher noch keine bleibenden Wohnsitze. Erst durch den Anbau des Weizens konnten sich die Menschen an einem häuslichen Herd niederlassen und Städte und Dörfer bauen.

1. Ansaat und Entwicklung des Weizens.

Der Anbau des Weizens ist wohl die wichtigste Beschäftigung des Landwirts. Im Herbst streut der Säemann das Korn in das lockere, gutgedüngte Erdreich. Bald beginnt die Saat zu keimen. Aus dem Grunde des Samenkorns entspringt nach oben ein zartes Stengelchen mit ineinander geschalteten Blättchen. Nach unten wächst ein Würzelchen. Das Hauptwürzelchen stirbt jedoch bald ab, dafür entwickeln sich eine Menge gleichstarker Nebenwurzeln. Sie bilden einen Büschel und gehen nicht tief in das Erdreich. Der Weizen kann daher seine Nahrung nicht aus der Tiefe holen wie etwa der Klee und die Gsparssette. Er ist keine tiefgründige, sondern eine obergründige Pflanze.

Der Inhalt des Samenkorns ist bald aufgebraucht. Das junge Pflänzchen muß sich nun selbst ernähren. Wohl ihm, wenn es ein reich gedüngtes Erdreich findet! Bald kommt der Winter. Das zarte Pflänzchen müßte wohl erfrieren, wenn es nicht unter der schützenden Schneedecke wohlverwahrt wäre. Schneearme Winter sind daher dem Weizenfelde nachtheilig.

In den sonnigen Tagen des Frühlings erwacht das zarte Weizenpflänzchen zum neuen Wachstum.

2. Beschreibung des Weizens.



Fig. 14.
Weizenähre.



Fig. 15. Einzelne Blüten einer Weizenähre.

Der Weizen hat büschelförmige Nebenwurzeln, aus welchen meist mehrere Stengel emporwachsen. Der Stengel des Weizens ist ein Halm, denn er ist oben und unten gleichstark und durch Knoten gegliedert. Letztere schließen je ein hohles Stengelglied durch Scheidewände ab. Bei jedem Knoten tritt ein Blatt aus dem Stengel hervor. Der untere Teil des Blattes umschließt das folgende Stengelglied wie die Scheide das Schwert, dieser Teil des Blattes heißt daher Blattscheide. Der obere Blatteil steht vom Stengel ab und ist lang und schmal, linealförmig.

Der Stengel endigt oben in eine Ähre. Auf einem gemeinschaftlichen Blütenstiele, der Spindel, sitzen wechselweise wieder Ährchen. Vergebens suchen wir hier nach der schönge-

färbten Blumenkrone. Die Blütenhülle besteht nur aus grünen, steifen Spelzblättern. Die ersten zwei Spelzblättchen schließen ein kleines, meist vierblättriges Uhrchen ein. In den innern zwei Spelzblättern finden wir endlich Staubgefäße und Stempel (Fig. 15). Zur Blütezeit (Juni und Juli) sind die Spelzblättchen geöffnet. An dünnen Fäden hängen drei Staubfäden heraus. Der Fruchtknoten trägt zwei federförmige Narben. Sobald der Blütenstaub auf die Narbe gefallen ist, schließen sich die Blütenspelze wieder zu.

3. Die Ernte.

Nun beginnt eine rasche Veränderung mit der Pflanze. Der Fruchtknoten füllt sich mit einem süßlichen Milchsaft. Die heißen Sommertage reifen ihn endlich zu einem harten, mehligem Samenkorn. Stengel und Blätter, welche bisher grün und weich waren, werden nun hart, holzig und gelbweiß. Das wallende Kornfeld harret der Ernte. Bescheiden neigen sich die mit reicher Frucht beladenen Halme zur Erde, nur die tauben Ähren heben stolz ihr Haupt empor.

Schnitter und Schnitterinnen kommen am frühen Morgen und mähen das Kornfeld ab. Am Nachmittag werden die dürren Halme in Garben gebunden und in die Scheune geführt. Muntere Lieder ertönen vom heimkehrenden Volk, und der Landmann hebt dankend seinen Blick zum Himmel, der seine Saat so reichlich gesegnet hat.

In den nebeligen Herbsttagen werden die Garben gebroschen. Früher war das eine beschwerliche Handarbeit. Heute benutzt man fast überall die Dreschmaschine, die meist von Pferden getrieben wird. Die gelben Samenkörner fallen dabei aus den Spelzen. In der Mühle werden die harten Körner zwischen zwei Steinen zu Mehl zerrieben. Durch ein feines Sieb entfernt man die rotgelben Samenhüllen (Grüsch), und aus dem weißen Mehl bäckt man das Brot, ohne welches wir nicht leben könnten. Darum bitten wir den lieben Gott um unser täglich' Brot.

Viele Kinder wissen nicht, wo das Brot herkommt. Es muß durch Fleiß und Arbeit unserer Eltern mühsam erworben werden.

11. Das Torfmoos.

1.

Die Moose sind gar zierliche und bescheidene Pflänzchen. Im Walde, auf Bäumen, ja selbst auf Hausdächern und Steinen siedeln sie sich in geselliger Weise an. Es gibt gar verschiedene Arten von Moosen. Das Torfmoos, das wir betrachten wollen, kommt in feuchten Wiesen, in Sümpfen und stehenden Gewässern vor. Es ist leicht kenntlich an seiner gebleichten, ins rötliche spielenden Farbe.



Fig. 16.

Am Gipfel der Ästchen entspringen dünne Stielchen, welche an der Spitze eine kleine, eirunde Kapsel, die Moosbüchse, tragen. Diese Büchse ist mit einem Federhütchen geziert. Unter dieser Haube hebt sich das Deckelchen, und aus der geneigten Büchse fällt ein feiner Staub. Wie sonderbar! Das ist nicht etwa der Blütenstaub, sondern gleich die reife Frucht. Das Moos entwickelt somit eine Frucht, ohne Blüten zu tragen. Es ist eine blütenlose Pflanze. Die kleinen, staubigen Körner, welche aus der Büchse fallen, heißen Sporen. Sie sind so klein, daß sie der Wind nach allen Seiten vertragen

2.

Der 2—3 cm hohe Stengel ist oben gabelig verästet. Er trägt unten feine Wurzelhaare. Die Äste sind mit kleinen, sitzenden Blättern dicht besetzt. Diese Blättchen haben eine abgerundete Spitze und sind dachziegelartig gelagert.

Am Gipfel der Ästchen entspringen dünne Stielchen, welche an der Spitze eine kleine, eirunde Kapsel, die Moosbüchse, tragen. Diese Büchse ist mit einem Federhütchen geziert. Unter dieser Haube hebt sich das Deckelchen, und aus der geneigten

kann. Fällt der Sporen auf feuchte Erde, auf ein Hausdach oder sonst wohin, so entsteht daraus ein neues Moospflänzchen.

In sumpfigen Orten bildet das Torfmoos dichte, büstenartige Lager. Der untere Teil der Pflanze verwest, sinkt ins Wasser zurück und bildet den Torf. Oben auf dem Grabe des abgestorbenen Pflänzchens wächst es lustig fort.

3.

Das Moos ist nach unserer Meinung eine unvollkommene Pflanze. Es hat keine eigentliche Wurzel, die Blätter sind fast verkümmert, Blüten kommen gar nicht vor. Dennoch kann das Pflänzchen fröhlich gedeihen und sich vermehren. Ja, im Haushalte der Natur ist es sehr wichtig! Wie gerne lassen wir uns im schattigen Walde auf ein weiches Mooslager nieder! Gewöhnlich ist dieses feucht, denn es hält den Regen lange Zeit zurück, um in Tagen der Trockenheit andere dürstenden Pflanzen damit zu tränken. Das Moos wächst selbst auf nackten Steinen und bereitet dadurch höheren Pflanzen ein gutes Erdreich.

So erkennen wir, daß in der Natur jedes Geschöpf, ob es vollkommen oder unvollkommen sei, an seiner rechten Stelle ist. Das stolze Pferd und der arme Wurm im Staube, der gewaltige Eichbaum und das bescheidene Moospflänzchen — jedes Geschöpf muß im Zusammenhang mit den andern Wesen die Aufgabe erfüllen, welche ihm der Schöpfer angewiesen hat.

„Schön ist die Natur!

Bach und Wald und Flur

spricht: Es ist ein Gott!

Von des Baumes Moos,

aus der Mutter Schooß

tönt's: Es ist ein Gott!“

12. Ergebnisse.

I. Die Pflanze ist ein lebender Naturkörper. Sie entsteht aus dem Samen und treibt Wurzeln, Stengel, Blätter und Blüten. Aus der Blüte entwickelt sich die Frucht, welche wieder keim-

fähige Samen enthält. Nachdem die Frucht gereift ist, stirbt gewöhnlich die Pflanze ab.

Es gibt einjährige, zweijährige und ausdauernde Pflanzen. Die zwei- und einjährigen Pflanzen werden angesät, jene im Herbst (Keps), diese im Frühling (Erbsen). Im Herbst sterben beide ab. Die ausdauernden Pflanzen entwickeln sich im Frühling aus Knospen. Bei Bäumen und Sträuchern stehen die Knospen an Stamm und Ästen, bei ausdauernden Krautpflanzen hingegen im Wurzelstock. (Lilie, Tollkirsche.)

Die meisten ausdauernden Pflanzen verlieren im Herbst die Blätter, andere behalten dieselben und sind darum immergrün. (Tanne, Stechpalme.) Im Winter steht das Wachstum still.

II. Es gibt wildwachsende und Kulturpflanzen. Manche der letzteren sind aus fremden Ländern zu uns gebracht worden. (Weizen, Lilie.) Sie werden vom Menschen sorgfältig gepflegt, angebaut, weil er ihrer zum Leben bedarf. Unter der Pflege der Menschen wird die Pflanze vollkommener, veredelt. (Heckenrose — Gartenrose; Holzapfel — Rosenapfel.)

III. Eine vollkommene Pflanze hat Wurzel, Stengel, Blätter und Blüten (Früchte). Man heißt diese Pflanzenteile Glieder oder Organe. Es gibt auch blütenlose Pflanzen (Moos).

1. **Die Wurzel** wächst nach unten. Sie saugt die Nahrung aus der Erde und gibt der Pflanze festen Halt im Boden. Viele Pflanzen haben eine Pfahlwurzel mit vielen Saugwurzeln (Keps). Andere Pflanzen haben nur gleich starke Nebenwurzeln (Lilie, Weizen).

2. **Der Stengel.** Nach der Beschaffenheit des Stengels gibt es Bäume, Sträucher und Kräuter. Pflanzen mit starkem Holzstamm heißen Bäume. Die Sträucher haben auch einen ausdauernden Holzstamm, derselbe ist aber nicht stark und meist von Grund aus verästelt. Die Kräuter hingegen haben einen weichen, grünen Stengel, der jedes Jahr abstirbt. Der Stengel ist ein Halm, wenn er Knoten hat (Weizen), ein Schaft, wenn er unverzweigt und blattlos ist (Löwenzahn). Der Stengel ist rund (Keps) oder

kantig (Wiesensalbei), kriechend (Erdbeeren), rankend (Erbse) oder starr aufrecht (Tollkirsche). Beim Weizen ist er ungeteilt, beim Rebs und bei der Tollkirsche in Äste verzweigt oder gabelästig.

Der Stengel wächst in die Höhe und in die Dicke. Er leitet den Saft von der Wurzel zu Blatt und Blüte.

3. **Das Blatt** ist wie die Wurzel zur Ernährung der Pflanze notwendig. Es strebt nach Luft und Sonnenschein. Daher zweigt es sich vom Stengel ab und entwickelt sich meist zu einer ausgebreiteten Blattfläche. Es ist grün. Die Blattformen sind sehr verschieden. Sie bieten ein Erkennungszeichen für jede Pflanze.

4. **Die Blüte.** Die Blüten stehen oft in Büscheln (Apfelbaum), halb bilden sie eine Traube (Reps), halb eine Ähre (Weizen). Eine vollständige Blüte besteht aus Kelch, Blumenkrone, Staubgefäßen und Stempel. Kelch und Blumenkrone sind nur Blütenhüllen. Sie sind unwesentliche Organe und können daher oft fehlen. Bei der Lilie fehlt der Kelch, beim Weizen die Krone. Staubgefäße und Stempel sind wesentliche Organe. Sie dürfen daher bei keiner fruchttragenden Blüte fehlen.

- a) Der Kelch ist gewöhnlich grün. Bald ist er einblättrig (Rose), bald mehrblättrig (Reps), abfallend oder bleibend.
- b) Die Blumenkrone zeichnet sich meist durch ihre schönen Farben und durch ihren Geruch aus. Sie ist einblättrig (Tollkirsche) oder mehrblättrig (Rose). Die einblättrige Krone ist glockig (Tollkirsche) oder lippenförmig (Wiesensalbei). Die mehrblättrige Krone ist bei der Apfelblüte aus 5 gleichen Blättern gebildet, also regelmäßig. Der Reps hat eine Kreuzblüte, die Erbse eine Schmetterlingsblüte. Bei allen Blüten fällt die Krone ab.
- c) Die Staubgefäße bestehen aus Staubfäden und Staubbeuteln. Letztere enthalten den Blütenstaub. Die Zahl der Staubgefäße ist sehr verschieden (Weizen 3, Lilie 6, Apfelbaum mehr als 20).
- d) Der Stempel besteht aus Fruchtknoten, Griffel und Narbe. Der Fruchtknoten enthält die Sameneierchen. Er trägt oft nur einen Griffel (Tollkirsche), oft mehrere (Rose).

Soll die Blüte zur Frucht reifen, so muß der Blütenstaub auf die Narbe fallen. Von da gelangt er durch den hohlen Griffel zu den Sameneierchen des Fruchtknotens. Dieser Vorgang heißt Befruchtung. Durch honigsuchende Insekten wird diese häufig befördert und dadurch die Fruchtbarkeit der Pflanze vermehrt.

- e) Die Frucht bildet sich aus dem Fruchtknoten. Sie enthält die Samen. Die Frucht ist bald eine Kapsel, welche bei der Reife aufspringt (Erbsen, Kirschen), bald eine Apfelfrucht, bald eine Beere (Löffelbeere).

NB. Diese Ergebnisse sind bei Beginn der folgenden zwei Jahreskurse je weilen zu wiederholen.

13. Pflanzen, Tiere, Menschen.

Als der Schöpfer die Erde bekleidet hatte mit allerlei Kräutern und fruchtbaren Bäumen, jegliche Pflanze mit ihrem Samen, da rief er auch die Tiere zum Leben. Das Wasser regte sich mit lebenden Wesen aller Art. Kleine und große Fische, Schnecken in zierlichen Gehäusen, schwimmende Eidechsen bewohnten das Meer. Einige dieser Meerestiere tauchten aus dem Wasser, der Schöpfer gab ihnen buntes Gefieder und mächtige Flügel, so daß sie froh und leicht in der Luft leben konnten. Auf der festen Erde entstanden die kleinen und großen vierfüßigen Tiere, ein jegliches in seiner Art. Tausend und tausend an Zahl bewohnten sie Berg und Tal und suchten unter den Bäumen und Kräutern die zuträglichen auf. Auch kleine, niedliche Tiere kamen hervor, bunte Schmetterlinge und zierliche Käfer, sie flogen von Blume zu Blume und nährten sich von Honig, Blütenstaub und Laub.

Mitten in dieses bunte Leben wurde der Mensch gestellt, das höchste und edelste Geschöpf, die Krone der Schöpfung. Er sollte Herrscher werden über Pflanze und Tier. Daher entbrannte ein wilder Kampf. Zuerst verfolgte er die wilden, reißenden Tiere, rottete sie aus oder verjagte sie in die Einöde. Andere Tiere lockte er zu sich, schützte und pflegte sie, und sie gaben ihm alles, was er zum Leben nötig hatte. So

gewöhnten sie sich als Haustiere. Auch mit den Gewächsen trat der Mensch in Kampf. Die Wälder reutete er aus, an ihrem Platz baute er sorgfältig allerlei Kräuter und Gräser an; einige gaben ihm Speise, andere Kleidung, wieder andere dienten zur Nahrung für sein Vieh. So ist der Mensch König geworden über Pflanzen und Tiere. Doch hat der Kampf noch nicht aufgehört. Im Schweiß seines Angesichtes muß der Mensch sein Brot essen, heute, wie vor tausend Jahren. Der Acker trägt nur Dornen und Disteln, wenn er ihn nicht pflügt und düngt; statt goldener Früchte erntet er Unkraut, wenn er nicht guten Samen ansäet. Hier kommt ein schädlicher Käfer und frißt Laub und Blüten von den Bäumen. Dort setzt sich eine gefährliche Laus an die Wurzeln der Reben und tötet den Weinstock.

Wenn der Mensch in diesem unaufhörlichen Kampfe nicht unterliegen soll, so darf er eines nicht unterlassen: er muß fortwährend Tiere und Pflanzen beobachten und die nützlichen und schädlichen von einander unterscheiden lernen. Die Kenntnis der Natur, die wir so notwendig brauchen, kommt aber dem Menschen nicht im Schlafe, sondern erst durch fleißiges Lernen in und außer der Schule. Laßt uns darum die Schulzeit fleißig benützen! Nachdem wir die Pflanzen ein wenig kennen gelernt haben, wollen wir nun die Tiere betrachten!

14. Die Hauskatze.

1.

Sie hat einen rundlichen Kopf, einen schlanken, geschmeidigen Leib und vier starke, ziemlich kurze Beine. Den langen Schwanz bewegt sie im Zorne und in der Freude.

Kopf, Rumpf und Glieder sind die Hauptteile des Tierleibes. Am Kopfe unterscheiden wir das Maul mit Oberlippe und Unterlippe, die Nase, die Augen und die Ohren.

Die Nase der Katze ist nackt, die Oberlippe gespalten und mit Schnurrhaaren besetzt. Die Augen sind groß und grau,

der Augenstern ist spaltförmig, des Tages schmal, des Nachts weit geöffnet und leuchtend. Die Katze sieht daher auch bei Nacht ziemlich gut. Die Ohren sind kurz, aufrecht.

Nase, Augen und Ohren sind Sinneswerkzeuge, sie dienen dem Tiere zum Riechen, zum Sehen und zum Hören. Die Katze hat ein scharfes Auge und ein feines Gehör.

Das Gebiß der Katze ist sehr scharf. Im Ober- und Unterkiefer stehen je sechs kleine, meißelförmige Schneidezähne. Hinter letzteren steht in jedem Kiefer je ein großer, spitziger Eckzahn. Er heißt auch Reißzahn, weil er zum Zerreißen der Beute dient. Nun folgen die Backenzähne, oben je 4, unten je 3. Sie sind höckerig und zackig, auch dicker und breiter als die Vorderzähne. Sie dienen mehr zum Kauen und Zermalmen der Speise. Das Gebiß zeigt uns, daß die Katze ein fleischfressendes Tier ist.

Der Katzensfuß ist eine weiche Sammetpfote, daher der leise Gang. Die nabelscharfen, krummen Krallen sind beim Gehen eingezogen. Sie werden als Waffe und beim Klettern benützt.

Das Fell der Katze ist mit weichen Haaren besetzt. Die Farbe der Haare ist sehr verschieden, bald schwarz oder grau, bald weiß oder gelb, oft gestreift oder vieljarbig.

2.

Die Katze bringt lebendige Junge zur Welt, welche noch blind und hilflos sind. Gar zärtlich werden sie von der Mutter gesäugt und gehütet. Oft trägt sie dieselben an die Sonne, spielt mit ihnen und unterrichtet sie in ihren Künsten. Wenn Gefahr droht, so packt sie mit dem Maul ihre Kleinen am Rücken und trägt sie an einen geschützten Ort. Todesmutig stürzt sie sich selbst in das brennende Haus, um ihre Jungen zu retten. Ist ihr ein solches abhanden gekommen, so miaut sie ängstlich den ganzen Tag und ruft betrübt nach dem Verlorenen. So zeigt die Katze die hingebende, aufopfernde Mutterliebe.

Die Katze hat rotes, warmes Blut und im Inneren ein Knochengestell. Sie gebiert lebendige Junge und säugt dieselben, sie ist ein Säugetier.

15. Lebensweise der Katze.

Ein junges Kätzchen ist gar ein munteres, possierliches Tier. Überall findet es ein Spielzeug. Es duckt sich nieder, schlägt mit dem Schweife und springt hoch und weit in einem Satze. Jetzt richtet es sich auf den Hinterfüßen auf, gebraucht die Vorderpfötchen wie Händchen und wendet sich zierlich und schnell nach allen Seiten.

Doch schon in früher Jugend erweist sich die Katze als ein grausames Raubtier. Ein furchtsames Mäuschen kommt aus seinem Schlupfwinkel hervor und sucht nach Brotsamen. Das Kätzchen hat die Maus erblickt. Es verläßt sein Spielzeug. Mordgier blitzt aus seinen Augen. Es duckt sich auf den Boden, streckt die Krallen aus den Tatzen und richtet die Ohren in die Höhe. Jetzt macht es blitzschnell einen Sprung, und die arme Maus zappelt hilflos in den Krallen ihres Todfeindes. Da beginnt ein neues Spiel, aber ein gar grausames. Die Katze läßt die gefangene Maus laufen, fängt sie wieder, läßt sie neuerdings frei, bis sich endlich das arme Mäuschen vor Todesangst nicht mehr rühren kann. An diesem Spiel sieht man so recht die grausame Katzennatur. Kinder, welche Käfern oder Fliegen Beine oder Flügel ausreißen oder andere Tiere zu Tode quälen, haben auch eine solche Katzennatur.

Aber gerade durch ihre Mordsucht wird die Katze zum nützlichen Haustier. Sie befreit unsere Wohnungen von den lästigen Mäusen. Ohne Katzen würden sich die Mäuse so stark vermehren, daß wir unsere Wohnungen verlassen müßten. In Ägypten wurde daher die Katze als ein heiliges Tier verehrt.

Doch wird die Katze auch schädlich, denn sie lauert nicht nur den Mäusen auf, sondern sie verfolgt auch die nützlichen Singvögel. Und wer unserem Freunde Schaden zufügt, der schadet auch uns.

Die Katze ist äußerst reinlich. Sie leckt das weiche Pfötchen, streicht und wascht sich damit auf allen Seiten. Das Schmeicheln versteht sie sehr gut. Gar zutraulich streichelt sie an unseren Beinen. Wenn wir ihre Liebkosungen vergelten, so spult (spinnen, schnurren) sie gar gemütlich.

Mit dem Hunde lebt sie fast immer im Krieg. Doch gar mutig und tapfer verteidigt sie sich gegen ihren viel größeren Gegner. Sie zieht den Rücken zusammen, sträubt die Haare und blickt wild drein. Jetzt pfaucht (schneuzt) sie und haut mit den scharf bekrallten Tatzen um sich. Der Hund fürchtet ihren Zorn und wird meist von der Katze in die Flucht geschlagen.

(Teilweise nach Scherr.)

16. Der Löwe.

1.

Der Löwe ist der König der Tiere, denn er übertrifft sie alle an Kraft, Mut und Gewandtheit.



Sein Körperbau ist demjenigen der Katze ganz ähnlich. Auch das Gebiß und die Pfoten des Löwen sind gleich beschaffen wie bei der Katze. Man zählt ihn daher zu den Katzenarten.

Sein Fell ist einfarbig, braungelb. Das Männchen hat eine starke Mähne und eine Schwanzquaste (Büschelschwanz). Die Mähne ist die schönste Zierde des Löwen. Sie verleiht ihm ein stolzes, männliches Aussehen. Der Löwe wird über 2 m lang, 1 m hoch und 150 kg schwer. Mit dem meterlangen Schwanz kann er selbst einen kräftigen Mann niederschlagen.

2.

Des Nachts zieht er auf Raub aus. Mit donnerähnlichem Gebrüll verläßt er seine Felsenhöhle. Er neigt den Kopf zur Erde und holt aus seiner breiten Brust so gewaltige Töne hervor, daß davon die Erde erzittert. Ochsen und Pferde erbeben in ihrer Hütte, und die Tiere der Wüste laufen scheu nach allen Seiten. Jetzt hat er ein Rind erspäht. Er erhebt den Schweif und peitscht damit die Erde. Die lange Mähne richtet sich empor, und aus den Augen blitzen Tod und Verderben. In gewaltigem Sprung stürzt er sich auf sein Opfer. Da hilft keine Gegenwehr, mit Zähnen und Krallen hat er das Rind im Rücken und Nacken gepackt. Wie gewaltig muß seine Kraft sein, denn er springt mit dieser schweren Beute selbst über einen 3 m hohen Zaun leicht hinweg!

Seine Mahlzeit ist vollendet. Den Nest schleppt er in seine einsame Felsenhöhle. Dort wartet die Löwin mit ihren Jungen auf ihn. Er versorgt sie fleißig mit frischem Fleisch und richtet die läppischen Jungen zum Fange ab. Die Löwin hängt gar zärtlich an ihren Jungen und verteidigt sie mit grenzenloser Wut gegen jeden Feind.

Wenn der Löwe nicht vom Hunger geplagt wird, so ist er ruhig und ungefährlich. Aus seinen braunen, klaren Augen blickt Treue. Den Menschen greift er nicht an. Wird er aber durch kühne Jäger gereizt, so setzt er sich gar mannhaft zur Wehr. Er kämpft, so lange noch ein Funken Leben in ihm ist. Er bleibt im Tode noch der König der Tiere. Die Löwenjagd ist daher sehr gefährlich.

Wird der Löwe jung gefangen, so läßt er sich zähmen. Gegen seinen Herrn zeigt er sich dann sehr anhänglich und treu. Gar seltsame Geschichten erzählt man von der Dankbarkeit und Großmut des Löwen.

Im Altertum waren die Löwen viel häufiger als jetzt. Julius Cäsar, ein römischer Feldherr, ließ einst zur Belustigung des Volkes 400 lebende Löwen vorführen.

Jetzt ist der Löwe in einöde, felsige Gegenden des heißen Erdtheils zurückgedrängt.

17. Das Rind.

1.

Das Rind hat einen eckigen, großen Kopf. Am dicken Halse ist eine herabhängende Haut, die Wamme. Der Leib ist dick und plump, hat einen kantigen Rücken und einen Quastenschwanz. Die Beine sind stark. Der Fuß endigt in zwei Zehen, welche in hornigen Hufen stecken. Das Rind ist daher ein Zweihufer. Zwischen den Hinterbeinen befindet sich das Euter mit 4 Zitzen (Zapfen).

Das Gebiß gleicht dem der Katze durchaus nicht. Im Unterkiefer sind 8 Schneidezähne, im Oberkiefer keine. Dagegen hat das Rind eine lange, rauhe Zunge, welche zum Abrupfen des Grases benützt wird. Eckzähne fehlen ganz. In jeder Kieferhälfte stecken 8 breite, flache Backenzähne. Aus der Beschaffenheit des Gebisses erkennt man deutlich, daß das Rind keine Tiere zerreißt, sondern auf Gras und Heu angewiesen ist.

Das Maul ist groß, die Oberlippe dick, fleischig und glatt. Die Nasenlöcher stehen weit auseinander. Die großen, blöden Augen sind seitlich am Kopfe. Die Stirne ist breit und stark. Sie trägt zwei glatte, gebogene und hohle Hörner; diese sind die gefährlichste Waffe des Stiers. — Die Ohren stehen seitlich auswärts. Sie sind groß, behaart und beweglich. Die Haut ist mit glatten, anliegenden Haaren bekleidet. Die Farbe ist verschieden. In der Schweiz kennen wir hauptsächlich zwei Viehrassen, das Braunvieh und das Fleckvieh. Bei letzterem ist die Färbung entweder schwarzweiß oder rotweiß.

2.

Eigentümlich ist beim Vieh das Wiederkäuen. Wenn das Rind sich satt gefressen hat, so zieht es seine Füße unter

sich und ruht behaglich aus. Nun beginnt es, seine Mahlzeit noch einmal zu kauen. Das verschlungene Futter kann es aus dem Magen wieder heraufholen, um es zwischen den breiten Backenzähnen fein zu zermahlen.

3.

Im Altertum gab es bei uns auch wilde Stiere, Auerochsen. Sie hatten eine lange, zottige Mähne und schwarzbraunes Haar. In vielen Ländern (Südamerika) ist das Rind verwildert. Man sieht dort oft wilde, herrenlose Herden von viel tausend Stück. Solche Herden werden oft von reißenden Tieren angefallen. Dann wissen sie sich aber gar geschickt zu verteidigen. Die jungen Kälber und die schwachen Kühe werden in die Mitte genommen. Die Stiere bilden mit ihren harten Köpfen und den gefährlichen Hörnern einen geschlossenen Ring. Wehe dem Tiere, das einen Angriff wagt! Es würde mit den Hörnern an die Erde gespießt. — Ein vereinsamtes Rind hingegen fällt den Raubtieren gewöhnlich zum Opfer. Es wird von hinten angegriffen, wo es sich nicht verteidigen kann. Aus diesem Grunde wohl haben sich die Rinder gewöhnt, gesellig zu leben. Auch bei den Tieren gilt der Spruch:

„Eintracht macht stark!“

18. Das Rind als Haustier.

Der Frühling hat in Berg und Tal frisches, saftiges Gras gebracht. Der Senn (Küher), welcher sein Vieh im Stall überwinterte, rüstet sich zur Alpfahrt. Ein stattlicher Zug, an welchem jung und alt sich freuen, bewegt sich durchs grüne Tal. Vorauf der lustige Sennerbube. Er jauchzt voller Freuden. Nicht länger will er im Tale bleiben. Es zieht ihn hinauf zur schönen, lustigen und freien Alpe. Hinter ihm zieht die Heerkuh. Sie trägt einen großen Blumenstrauß auf der breiten Stirne. Gar stolz läßt sie die Glocke an ihrem Halse ertönen. Ihr zur Seite geht in muntern Sprüngen das Kalb. Nun folgt die eigentliche Herde, ein langer Zug von gefleckten und braunen Milchkühen. Sie bewegen ihren Kopf im Takte zu den Klängen der Glocke. Mitten im Zuge ist der unfreundliche Stier. Er hat eine viel breitere und stärkere Stirne, einen

weit kräftigeren Nacken als die Kühe. Ein mutiger und starker Senn führt ihn an einem Strick, welcher um die krummen Hörner geschlungen ist. Denn der Stier ist nicht so gutmütig wie die Kuh. Er gerät leicht in Zorn, besonders wenn er rote Tücher sieht. Er beginnt dann zu brummen, senkt den Kopf auf die Erde und rennt mit seiner starken Stirne alles um, was ihm in den Weg kommt.

Während dieser fröhliche Zug talaufwärts zur saftigen Alpweide geht, muß der Zugochse abseits der Straße im Ackerfeld arbeiten. Früher spannte man je zwei unter ein Joch ein. Langsam, aber mit großer Kraft ziehen sie den Pflug durch das Erdreich. Geduldig lassen sie sich vor den Pflug wie vor den Erntewagen spannen. Der Landmann könnte ihrer bei den beschwerlichen Feldarbeiten nicht entbehren.

Im Stall hält der Landwirt auch Milchkühe. Er füttert sie fleißig mit Gras, Heu und Salz. Morgens und abends werden sie gemolken. Die Milch ist das beste und unentbehrlichste Nahrungsmittel, besonders für Kinder. Sie macht rote Backen und frohen Mut. Aus der Milch, welche man in der Haushaltung entbehren kann, wird in den Käseereien Käse und Butter bereitet. Viele Landwirte halten auch Mastochsen. Dieselben erhalten gutes Futter und werden wenig zur Arbeit gebraucht. Daher werden sie fett und schwer, 800—1000 kg. Sie liefern uns das nahrhafte Ochsenfleisch.

Das Kind ist unser unentbehrlichstes Haustier. Wir können weder seine Milch, noch seine Arbeit entbehren. Nach seinem Tode essen wir sein Fleisch, seine zu Leder gegerbte Haut tragen wir an unsern Füßen. Aus dem Rindsfett bereitet man Kerzen und Seife, aus den Hörnern und Hufen Kämme und Knöpfe.

19. Der Buchfink.

Der Buchfink ist ein gar niedliches und schönes Tierchen. Er hat einen hornigen, zugespitzten Schnabel mit scharfen Rändern. Zähne fehlen ganz. Er verschlingt die Beute ungekaut. Furchtsam und bittend schaut der Buchfink uns mit seinen zwei Äuglein an. Von den Ohren sehen wir nichts. Dennoch hört er sehr gut, wenn ihm sein Gespiel freundlich ruft: „Fink! Fink! Fink!“ oder wenn der heisere Schrei eines Raubvogels ertönt.

— Die zwei kleinen, dünnen Beinchen mit den vier Zehen können ihm nicht als Waffe dienen. Auch zum Gehen sind sie fast zu schwach. Dafür gab ihm der Schöpfer zwei kräftige Flügel. Es sind dies gleichsam die Arme des Tierchens. Sie sind mit langen Schwungfedern besetzt. Kräftig ist auch die Brust gebaut. So schlägt er denn mit seinen Flügeln gar rasch die Luft und fliegt pfeilschnell über die Erde dahin. Wer wollte ihn nicht beneiden, den leichtbeschwingten Luftbewohner!



Der ganze Leib, mit Ausnahme des Schnabels und der Beine, ist mit Federn bedeckt. Das Finkenmännlein hat ein braunrotes Brustgefieder, einen braunen Rücken und schwarze Flügel mit je zwei weißen Streifen. Gar prächtig schimmern und schillern die Federn, besonders im Frühling, wenn die Sonne scheint und der Fink fröhlich von Baum zu Baum hüpfet. Er ruft dann seinem graugefiederten Weibchen. Dieses hat ein einfacheres Kleid als das Männchen.

Der Buchfink ist ein Vogel. Er hat rotes, warmes Blut, im Innern ein Knochengerüst, einen mit Federn bedeckten Leib, zwei Beine, zwei Flügel und einen hornigen Schnabel. Er legt Eier, aus denen sich während der Brutzeit die Jungen entwickeln.

20. Finkenleben.

1.

Im Frühling wiegt sich der Fink gar lustig auf den Zweigen der Bäume und singt unermüdblich seine munteren Weisen. Jetzt baut das Finkenpaar ein zierliches Nestchen aus Moos und Halmen. Sorgfältig wird es in eine Astgabel befestigt und innen mit Haaren und Federn ausgepolstert. Das Weibchen legt nun in das Nest 5—6 blaugrüne, rötlich blaugesprenkelte Eier, welche es 14 Tage brütet. Nun schlüpfen die Jungen heraus. Sie haben sich

während der Brutzeit aus dem Ei entwickelt und die zarte Schale gesprengt. Sie sind aber noch sehr unbehilflich und nur mit grauem Flaum bedeckt. Wie viel Müh' und Arbeit haben nun die alten Finken, die junge Brut zu ernähren! Fort und fort bringen sie Raupen und anderes Ungeziefer und legen sie in die aufgesperrten Schnäbel der Jungen. Sorge und Kummer machen ihnen auch die zahlreichen Feinde, welche den jungen Finken nachstellen. Käme ein böser Raubvogel herangeflogen oder eine schlaue Katze herangeschlichen, die armen Finkeneltern könnten ihre Brut nicht schützen! Bald sind die Sorgen überstanden. Die junge Brut ist flügge geworden. In der ersten Zeit nach ihrem Ausfliegen werden die jungen Finken gar sorgfältig von den alten begleitet, vor den Feinden gewarnt und im Raupensfang wohl unterrichtet. Die gelehrigen Jungen können bald selber Raupen und Mücken fangen. Das Weibchen bringt nun ihr Nest wieder in Ordnung und legt nochmals Eier.

2.

Im Herbst, wenn die kalten Nebel über die Stoppelfelder streifen, ist der Fink nicht mehr so lustig. Sein Gesang ist verstummt. Man hört nur noch seinen eintönigen Ruf: „Fink! Fink!“ Er wird unruhig und sucht seine Kameraden auf. Nun fliegen die Finken in großen Zügen weit, weit von dannen. Sie suchen die warmen Länder auf, wo der Winter nicht bekannt ist. Dort leben sie in großer Gesellschaft als Gäste, brüten jedoch nicht.

Eine große Zahl Finkenmännlein bleibt jedoch auch im Winter bei uns zurück. Das ist eine harte Zeit für diese armen Tierchen. Trotz seines dichten Gefieders leidet der Fink von der Kälte. Auch vom Hunger wird er oft geplagt. Die Beeren und Früchte an wilden Sträuchern und Waldbäumen mangeln. Wald und Feld sind mit tiefem Schnee bedeckt. Der Buchfink leidet große Not. Jetzt fliegt er bittend auf die Fensterbank und pickt die Brosamen auf, welche gutherzige Kinder ihm und seinen Leidensgenossen gestreut haben. Seht, wie er uns mit seinen Augen dankbar anblickt!

Endlich ist die böse Zeit überstanden. Der Frühling naht. Aus fernem Landen kommen die Kameraden wieder hergeflogen. Auch sie haben auf der weiten Reise manche Gefahr überstanden. Doch bald sind die Tage der Not vergessen, und ein lustiges Finkenleben beginnt von neuem!

21. Der Star.

1.

Der Star ist ein gar munterer und fröhlicher Zugvogel. Wenn er bei uns ankommt, so ist das Wetter noch recht trüb. Schneeflocken wirbeln dem Frühlingsboten ins Gesicht. Das



stört aber den Star nicht in seiner Fröhlichkeit. Vergnügt singt er sein Lied in die Welt hinein. Er setzt sich auf die höchsten Dächer und Bäume und plaudert mit seinen Gespielen von der schönen, weiten Reise. Er begrüßt mit munterem Geschwätz seine Heimat

und ist erstaunt, daß hier noch alles so winterlich aussieht. Das Land, das er vor wenigen Tagen verlassen, war schon so schön geschmückt mit Gras und Blumen! Unser Dörfchen muß ihm doch außerordentlich gut gefallen, daß er das schöne, reiche Land verläßt und zu uns zurückkehrt!

Sonderbar! Im Herbst, als der Star von uns wegzog, hatte jedes Federchen auf der Brust und auf seinem Rücken eine weiße Spitze. Jetzt ist sein Gefieder schwarz mit grünlichem Schimmer. Wir erkennen ihn aber gleichwohl, nicht bloß an seinem gedehnten Gesang, sondern auch an seinem Körperbau. Der Schnabel ist so lang als der Kopf und schwarz, die Füße sind rotbraun und mit breiten Schildchen bedeckt. Drei Zehen sind nach vorn, eine nach hinten gerichtet. Der Schwanz ist kurz, die Flügel sind lang und spitzig. Die ganze Körperlänge beträgt 22 cm.

2. Lebensweise.

Die Staren lieben Geselligkeit. Zu Hunderten und Tausenden sitzen sie oft beisammen und singen in fröhlichem Gewimmel ihr Hoiboh! Jetzt fliegen sie schnurstracks davon und schweifen ziellos wie eine Wolke aus lauter Vergnügen über die Erde. Sind sie endlich des Schweifens müde, so schwenken sie plötzlich herab auf die

Wiese. Da hüpfen sie durcheinander, schwatzen, pfeifen und singen gar drollig. Sie durchstöbern das Gras und suchen Schnecken und Würmer, Heuschrecken, Raupen und Käfer. Stechende Fliegen, Bremsen und anderes Ungeziefer schnappen sie sogar vom Rücken des Viehes weg. Freilich schmecken ihnen auch die Kirschen, sowie die süßen Trauben gar trefflich. Die Schaden, den sie dadurch anrichten, wird aber reichlich gut gemacht. Wie viele schädliche Raupen und Schnecken verzehrt nur ein einziges Paar Stare während eines Sommers! Der Star ist daher ein sehr nützlicher Vogel.

Da er zu wenig hohle Bäume findet, um in dieselben sein kunstloses Nest zu bauen, so macht man ihm Nistkästchen an Bäume und Stangen. Der Star bezieht dieselben sehr gern. Im April legt das Weibchen 5—6 schön glänzende, lichtblaue Eier und brütet sie aus. Nach vierzehn Tagen schlüpfen die Jungen aus. Vom grauen Morgen bis zum späten Abend holen nun die Alten Schnecken und Kerbtiere herbei und füttern damit die junge Brut. Zum Singen haben sie jetzt keine Zeit. Oft müssen sie das Nest gegen allerlei Feinde verteidigen. Besonders die Krähe ist den jungen Staren aufsätzig und raubt oft mit ihren Krallen das Starennest aus. Umsonst ist dann das Klagegeschrei der unglücklichen Mutter. Gegen die starke Krähe vermag sie sich nicht zu wehren.

Ist die Brut allen Gefahren entronnen und endlich flügge geworden, so geben die Eltern den Jungen noch 4—5 Tage das Geleite. Nicht wahr, das ist eine kurze Lehrzeit? Sie genügt aber vollkommen, denn der junge Star kennt jetzt schon alle Künste der Alten. Zielloos fliegt die jugendliche Gesellschaft über Feld. Die Alten ziehen unterdessen eine neue Brut heran. Ist auch diese groß geworden, so suchen jene mit der zweiten Brut die ersten Kinder auf. Sie verbringen nun den ganzen Sommer in lustiger Gesellschaft und unter fröhlichem Gesang. Im Herbst, wenn der erste Schnee unsere Fluren deckt, so ziehen die Alten mit der lieben Jugend wieder den wärmern Ländern zu.

Wer den Star kennt, muß ihm lieb gewinnen. Er ist genügsam, klug und sehr gelehrig. Er lernt Lieder pfeifen und Worte nachsprechen. Seinem Pfleger ist er dankbar und anhänglich. Er wird fast so alt wie der Mensch.

22. Der Laubfrosch.

1.

Letzten Sonntag hatten wir eine besondere Freude. Meine Schwester Anna und ich waren auf Besuch bei unserm lieben Oheim. Er bewohnt in der Nähe der Stadt ein schmuckes, alleinstehendes Häuschen, welches von einem schönen, blumenreichen

Garten ganz umgeben ist. An einem Ende des Gartens befindet sich ein kleiner Teich. Ein sprudelnder Springbrunnen liefert das Wasser. Goldgelbe Fischchen schwimmen gar lustig und hurtig im Teiche dahin. Am andern Ende des Gartens hat der Oheim aus Drahtgeflecht einen großen Käfig gebaut. Darinnen sind mehr als hundert fremde Vögel, wie ich noch keine solchen gesehen. Ihr prächtiges Kleid schimmert in allen Farben, und allerlei lustige Vogelweisen erklingen den ganzen Tag. Der Onkel ist ein besonderer Freund der Tiere. Er kennt nicht bloß die Namen aller seiner Vögel, sondern er weiß auch von jedem seiner Lieblinge gar seltsame Geschichten zu erzählen.

2.

Was uns Kinder aber besonders in Verwunderung setzte, das war ein kleiner, niedlicher Frosch. Er saß in einem mit Papier zugedeckten Glase und stieg auf einer kleinen Leiter auf und ab. „Seht! liebe Kinder,“ sagte der Oheim, „das ist ein Laubfrosch. Ich besitze das Tierchen schon seit acht Jahren. Es macht mir viel Spaß. Bei schönem Wetter steigt es in die Höhe. Bei Regenwetter verbirgt es sich unten im Glase. Im Sommer füttere ich es mit Mücken, Fliegen und Würmern, im Winter frißt es sehr wenig, weil es fast beständig schläft. Auch dieses Tierchen hat Verstand. Es weiß ganz gut, wenn ich ihm Futter bringe.“ Der Oheim hielt jetzt dem Frosch eine Fliege hin. Sofort stieg der Frosch aus dem Glase, setzte sich auf den Rand und lugte mit seinen zwei kleinen Äuglein nach der Fliege aus. Wir konnten ihn jetzt genau betrachten.

3.

Der Laubfrosch hat einen 4 cm langen Körper, welchem der Schwanz fehlt. Die Haut ist nackt, klebrig feucht, oben blattgrün, unten graulich-weiß. Zwischen beiden Färbungen zieht sich ein schwarzer, gelbgesäumter Streifen hin. Die kleinen Vorderbeine haben vier Zehen. Die Hinterbeine sind viel stärker und haben je fünf Zehen. Diese sind mit zarten Schwimmhäuten verbunden. Das Maul des Laubfrosches ist breit, enthält spitze Zähne und eine lange, klebrige Zunge. Dieselbe wird zum Abfangen der Mücken und Fliegen hervor-

geschleudert. Die Nasenlöcher können nach Belieben geöffnet oder geschlossen werden.

Unter jeder Zehe hat der Laubfrosch ein kleines Saugnäpfchen. Mit Hilfe desselben kann er sich an glatte Wände, an Baumstämme, ja selbst an die Blätter der Bäume festkleben. Der Laubfrosch ist daher nicht bloß ein geschickter Hüpfher und ein schneller Schwimmer, sondern auch ein guter Kletterer. Am nächsten Turnfest soll er den ersten Preis bekommen.

Der Frosch ist ganz kalt anzufühlen, denn sein Blut ist nicht wärmer als die Luft oder das Wasser, in welchem er lebt.

23. Leben und Entwicklung des Laubfrosches.

1.

Der Laubfrosch lebt nur im Frühjahr in Teichen. Bei beginnendem Sommer klettert er auf Sträucher und Bäume und sonnt sich bei schönem Wetter auf den höchsten Blättern. Hier oben führt er ein gar lustiges Leben. Jetzt hüpfert er von Blatt zu Blatt und wirft seine lange Zunge nach Fliegen, Mücken und Raupen aus. Nach Sonnenuntergang beginnt er seinen Gesang. In den warmen Sommernächten schreit er bis Mitternacht immer: „Kräh, kräh!“ Dabei treibt er am Halse eine große, schwarze Schallblase auf. Im Herbst, wenn Fliegen und Mücken seltener werden, verläßt er seine Wohnung. Er sucht den Teich auf und vergräbt sich mit dem übrigen Froschgeschlecht in tiefen Schlamm. Hier hält er, in Eis erstarrt, seinen totenähnlichen Winterschlaf bis zum Ostertag. Im Frühjahr wird es im Schlamm wieder lebendig. Das Froschleben beginnt von neuem.

2.

Das Weibchen legt jetzt in sumpfiges Wasser viel tausend kleine, schleimige Eier. Die Frühlingssonne brütet sie aus. Aber wie wunderbar! Aus diesen Eierchen schlüpfen nicht etwa junge Frösche heraus, sondern schwarze Fischchen mit dicken Köpfen und dünnen Schwänzchen. Man heißt sie Kaulquappen oder Kofköpfe. Sie schwimmen lustig im Wasser umher und

nähren sich von Pflanzenstoffen. Nach 3 bis 4 Monaten beginnt eine Verwandlung. Aus der schwarzen Schleimhaut treten zuerst die Hinterfüße, dann die Vorderfüße hervor, der Schwanz fällt ab, und aus dem schwarzen Fischlein ist ein junger Frosch geworden. Er kommt nun an die Oberfläche des Wassers, denn er hat jetzt Lungen und muß daher an der Luft atmen. Nun kriecht er auf das Trockene. Wie ein Hündchen setzt er sich auf die Hinterbeine und lauert der Fliege auf. Alle 14 Tage wechselt er seine Haut wie wir Menschen das Hemd.

Wenn er den Storch heranfliegen sieht oder den Menschentritt hört, so plumpft er rasch ins Wasser und läßt es sich in seiner alten Heimat wohl sein. Im Grunde des Wassers bleibt er jedoch nicht lange. Bald streckt er seinen Kopf wieder aus dem Wasser empor, schnappt nach Luft und freut sich des hellen, warmen Sonnenscheins.

3.

Der Laubfrosch hat ein inneres Knochengestüst, rotes, kaltes Blut. Er kann auf dem Land und im Wasser leben und ist daher ein Amphibium. Er entwickelt sich aus dem Ei und macht eine Verwandlung durch.

24. Der Secht.

1.

So wie Erde und Luft von allerlei Tieren belebt sind, so birgt auch das Wasser viel tausend und tausend Geschöpfe. Da wohnen die kleinen und großen Fische ohne Zahl. Wie herrlich



muß es da unten im klaren See zu leben sein! Die Sonne scheint so freundlich auf den Wasserspiegel, und das Fischlein schwimmt vergnügt hin und her, auf und ab. Doch auch hier ist kein Frieden. Die Geschöpfe des Wassers leben in ewigem

Kriege. Das kleine wird vom größern verfolgt, und dieses muß sich vor dem noch größeren flüchten.

2.

Der gefährlichste und gefräßigste Raubfisch in unsern Seen und Teichen ist der Hecht. Sein Leib ist lang gestreckt, schmal und mit harten Schuppen bedeckt. Der Rücken ist schwärzlich, der Bauch weißlich, die Seiten sind grau mit gelben Flecken. Der niedergedrückte Kopf endigt in eine breite Schnauze. Im großen Maule sitzen an die 400 kleine, stachelige Zähne. Sie dienen nur zum Festhalten der Beute.

Mit Füßen oder Flügeln könnte sich der Fisch im Wasser nicht wohl bewegen, darum hat er Flossen. Am Platze der Vorderfüße finden wir die zwei Brustflossen, statt der Hinterfüße besitzt er zwei Bauchflossen. Ueberdies hat der Hecht noch eine Afterflosse, eine Rückenflosse und eine große Schwanzflosse. Mit diesen Bewegungswerkzeugen schlägt der Hecht das Wasser und schwimmt pfeilschnell dahin, er ist nicht minder schnell und gewandt im Wasser als der Vogel in der Luft. Der Hecht atmet durch Kiemen. Es sind dies 2 seitliche Öffnungen am Halse. Sie bestehen aus vielen zierlichen Bögen. Hier kommt das rote, kalte Blut des Fisches mit der Luft, die im Wasser ist, in Berührung. So wie der Mensch im Wasser ersticken muß, so stirbt der Hecht, wenn er aus dem Wasser in die Luft versetzt wird.

Der Hecht verfolgt alle Tiere, welche er bemeistern kann, Fische, Frösche, Wasservögel, ja selbst seine eigenen Jungen dienen ihm zur Speise.

3.

Im Frühjahr legt das Hechtweibchen an die 100,000 Eier, aus diesen schlüpfen nach wenigen Tagen die Jungen. Diese tragen das Eichen noch monatelang an ihrem Leibe nach. Sie ziehen daraus ihre erste Nahrung. Ist sie aufgebraucht, so fällt das Eichen ab, und es beginnt für die Jungen das Räuberleben. Jedoch kommen die meisten um, bevor sie groß werden. Sie werden von andern Fischen, von ihren Eltern, ja selbst von den stärkern Geschwistern aufgefressen. Hat ein junger

Hecht Glück, gerät er nicht in das Netz oder an die Angel des Fischers, so wird er sehr groß und alt. Es gibt Hechte von 1—2 m Länge, 10—20 kg Gewicht und 100 Jahre Alter. Das Fleisch des Hechtes ist sehr schmackhaft.

Der Hecht hat rotes, kaltes Blut, im Innern ein Knochengerüst. Er bewegt sich durch Flossen, atmet durch Kiemen und kann nur im Wasser leben. Er ist ein Fisch.

25. Der große Kohlweißling.

1.

Die Schmetterlinge sind gar zarte, zierliche Wesen. Darum sind sie auch die Lieblinge von groß und klein. Einer der bekanntesten Sommervögel ist der Kohlweißling. Sein Leib gliedert sich durch

zwei Einschnitte deutlich in drei Teile, in Kopf, Brust und Hinterleib. Er ist daher ein Kerbtier oder Insekt.

Am Kopfteil befinden sich zwei Fühler, zwei Augen und eine aufgerollte, lange Zunge. Die Fühler sind am Ende kolben-

artig verdickt. Sie dienen dem Schmetterling zum Tasten, Riechen und Hören. Die großen Augen sehen nach allen Seiten gleich gut, denn sie sind aus viel tausend Äuglein zusammengesetzt. Die Zunge ist ein hohler Rüssel, womit der Schmetterling vom Tautropfen trinkt und den Blumenhonig nascht.



a. Raupe, b. Puppe, c. Schmetterling.

Das Bruststück trägt sechs schwache, gegliederte Füße und vier große, gelbweiße Flügel. Die Spitzen der Vorderflügel sind schwarz. Beim Weibchen tragen die Flügel überdies noch einige schwarze Punkte. Beim Berühren der Flügel bemerken wir einen feinen Staub. Er besteht aus zierlichen Schüppchen, welche den Flügeln Glanz und Farbe verleihen. Sie können daher mit dem Gefieder der Singvögel verglichen werden.

Der Hinterleib besteht aus sieben Ringen und ist wie Kopf und Brust mit feinen Härchen dicht besetzt.

2.

Der Kohlweißling führt ein heiteres, schuldloses Leben. Vereinzelt im Frühling, scharenweise im Sommer flattert er in Garten und Feld von Blume zu Blume. Jetzt setzt er sich auf eine Repsblüte. Er stellt die Flügel in die Höhe und streckt die lange Zunge hinab zum Honigtröpfchen. Sein Mahl ist zu Ende und nach wenig Tagen auch sein heiteres Blumenleben. Bevor er stirbt, sucht er ein Kohlfeld auf. Hier legt das Weibchen mehr als 100 gelbe Eierchen auf ein Blatt.

3.

Aus jedem Eichen schlüpft nach einigen Wochen ein grünliches Räupecn hervor. Dieses ist sehr hungrig und darum äußerst schädlich. Es frißt sogleich ein Loch in das Blatt und hört nicht auf zu fressen, bis es zu einer 3—4 cm langen, fetten Raupe herangewachsen ist. Nicht umsonst heißt man diese Raupen Teufelskatzen, denn sie nagen und nagen, bis vom dicken Kohlblatt nur noch die Rippen übrig bleiben.

Wer würde es diesem gefräßigen Tiere ansehen, daß in ihm ein schöner, zarter Schmetterling steckt? Die Raupe ist graulich-grün, voll schwarzer Tüpfel und Härchen. Der Kopf hat zwei starke Fresszangen. Der Leib besteht aus 12 fleischigen Ringen, von denen 8 mit Fußpaaren versehen sind. An jeder Seite sehen wir 9 Luftlöcher zum Atmen. Die Raupe häutet sich viermal, dann kriecht sie an Wänden oder Bäumen empör.

Hier kleidet sie sich in ihr Totenhemd. Sie wird zur fest-schaligen, gelben, schwarz-getüpfelten Puppe. Während 14

Tagen hängen sie wie tot da. Jetzt kommt der Auferstehungstag. Am frühen Morgen sprengt sie die Schale, und aus der Puppe ersteht der zart geflügelte Schmetterling. Mit dem Raupenkleide hat das Tier auch seine Gefräßigkeit abgelegt, denn es lebt jetzt nur noch von Tau, Honig und Sonnenschein.

Das neue Geschlecht der Schmetterlinge legt im Spätsommer wieder Eier. Die daraus entstehenden Raupen verpuppen sich und überdauern den Winter im Schlafe.

Dem Kohlweißling fehlt ein inneres Knochengüst, sein Blut ist farblos. Er hat einen gegliederten (gekerbten) Leib, 6 Füße und 4 Flügel. Er macht eine Verwandlung durch. Er ist ein Gliedertier.

26. Die Weinbergschnecke.

1.

Das muß ein starkes Tier sein, daß es sein Haus mit sich herum tragen kann! Langsam kriecht die Schnecke mit ihrem Häuschen im Garten und im Weinberg von Pflanze zu Pflanze. Eine breite Straße von weißlichem Schleim bezeichnet ihren Weg. Wenn wir sie oben am Gehäuse fassen und empor heben, so zieht sie sich ganz in das Schneckenhaus zurück. Es ist dies eine harte Schale mit vielen Windungen. Dieselbe ist innen mit einer festen, glatten Haut, dem Mantel, ausgekleidet. Halten wir die Schnecke einige Zeit ruhig, so streckt sie langsam ihren Kopf hervor. An diesem bemerken wir das Maul und 4 Fühler. Die zwei hintern Fühler sind länger. Sie tragen an der Spitze je ein schwarzes Pünktchen, es sind dies die Augen der Schnecke. Jetzt streckt sie auch den fleischigen Fuß heraus. Dieser dient zum Kriechen und sondert Schleim ab. Wollte man die Schnecke aus ihrem Häuschen ganz heraus nehmen, so müßte sie sterben. Seitlich am Mantel ist ein rundes Loch, das sich bald öffnet und bald schließt. Es dient zum Atmen.

2.

Die Schnecke nährt sich von Pflanzen, sie geht aber nur bei feuchtem Wetter und im Morgentau auf Nahrung aus. In lockere Erde macht sie ein Loch, welches mit Schleim ausge-

mauert wird. Hier legt nun die alte Schnecke ihre erbsengroßen Eier, etwa 30 an der Zahl. Das junge Schnecklein, welches aus dem Ei kriecht, gleicht schon vollständig der alten Schnecke. Es trägt bereits sein zartes Häuschen auf dem Rücken. Die Schale wächst mit ihm und wird hart und spröde. Zum Winterschlaf zieht sich die Schnecke in das Häuschen zurück und vermauert den Eingang mit einem harten Deckel. Die Deckelschnecken werden im Winter häufig gesucht. Man bereitet daraus eine leckere Fastenspeise.

Der Schnecke fehlt das innere Knochengerüst. Ihr Blut ist farblos. Der Leib ist nicht gegliedert, er erscheint als eine Masse. Da das Tier sehr schleimig ist und auch Schleim absondert, so nennt man es Schleimtier.

27. Ergebnisse.

1. **Einteilung.** Sämtliche besprochene Tiere kann man einteilen in Wirbeltiere, Gliedertiere und Schleimtiere.

Katze, Buchfink, Laubfrosch und Hecht haben rotes Blut und ein Knochengerüst. Sie sind Wirbeltiere.

Der Schmetterling hat kein Knochengerüst, sein Blut ist farblos, der Leib ist deutlich gegliedert. Er ist ein Gliedertier.

Der Leib der Schnecke ist nicht gegliedert. Er bildet vielmehr eine schleimige, weiche Masse, die Schnecke ist daher ein Schleimtier.

Die Wirbeltiere sind unter sich sehr verschieden. Man teilt sie daher ab in Säugetiere, Vögel, Amphibien und Fische.

Katze, Löwe und Rind haben rotes, warmes Blut und einen mit Haaren bedeckten Leib. Sie bringen lebendige Junge zur Welt, die eine Zeit lang gesäugt werden. Es sind Säugetiere.

Buchfink und Star sind auch warmblütig. Ihr Leib ist mit Federn bedeckt. Die Vorderglieder sind zu Flügeln entwickelt. Die Jungen werden aus Eiern gebrütet. Es sind Vögel.

Der Frosch ist ein kaltblütiges Tier. Er kann auf dem Lande und im Wasser leben. Er ist ein Amphibium.

Der Hecht hat auch kaltes Blut. Er kann nur im Wasser leben und atmet durch Kiemen. Er ist ein Fisch.

2. Empfindung. Alle Tiere haben Empfindung. Sie freuen sich ihres Lebens und fühlen den Schmerz. Viele Tiere können Freude und Schmerz durch ihre Stimme ausdrücken (Buchfink und Kaze).

Um die Umgebung wahrzunehmen, besitzen alle Tiere Sinneswerkzeuge. Gefühl und Gesicht fehlen bei keinem der besprochenen Tiere. Die Wirbeltiere haben überdies noch Gehör und meistens auch Geschmack und Geruch. — Die Tiere besitzen auch gewisse geistige Fähigkeiten. Sie kennen ihre Freunde und Feinde gar wohl. Mit zärtlicher Liebe hüten viele ihre Jungen. Einige erlernen mancherlei Künste (Star), andere machen weite Reisen und finden über Land und Meer ihre Heimat wieder. (Buchfink, Star.)

3. Bewegung. Alle Tiere haben Bewegungswerkzeuge, sie können daher ihrer Nahrung nachgehen und sich vor dem Feinde flüchten. Kaze und Frosch besitzen Beine zum Gehen, Hüpfen und Klettern. Buchfink und Schmetterling haben Beine und Flügel, sie können daher gehen und fliegen. Der Hecht schwimmt mit Hilfe der Flossen. Die Schnecke kriecht mit Hilfe des ganzen Leibes.

4. Leben. Alle Tiere entwickeln sich aus Eiern, nur die Säugetiere werden lebendig geboren. Die Jungen sind noch zart und schwach und bedürfen meist der Pflege der Alten. Sie nehmen durch den Mund Nahrung zu sich und werden bald so groß wie die Alten. Einige Tiere nähren sich von Pflanzen (Kind, Schmetterling, Schnecke). Die meisten leben von Fleisch (Löwe, Frosch und Hecht). Daher ist unter den Tieren ein ewiger Kampf um Leben und Nahrung. Das Stärkere verfolgt das Schwächere. Jedes Tier hat seinen Todfeind. Es wehrt sich seines Lebens. Dabei dienen ihm bald die Zähne, bald die Glieder als Waffe. Nur der Schmetterling ist schutz- und waffenlos. Die Tage des Tieres sind gezählt. Nach kürzerer oder längerer Lebensdauer stirbt es und macht seinen Nachkommen Platz. Es wird zu Staub und Erde, wovon es genommen ist.

5. Aufenthalt. Die Tiere beleben die Erde, das Wasser und die Luft. Kaze und Schnecke bewohnen das Land, der Hecht ist ein Wassertier. Buchfink und Schmetterling führen ihr lustiges Leben auf der Erde und in der Luft. Der Frosch hält sich bald auf dem Lande, bald im Wasser auf.



Inhaltsverzeichnis.

Sprachliche Abteilung.

Erster Abschnitt.

Vorstücke.

a. Verhältnis des Kindes zu Gott.

No		Seite
1.*	Gott grüße dich! Julius Sturm	5
2.*	Wo wohnt der liebe Gott? Wilhelm Hey	5
3.	Die zwei Geschwister. Christoph Schmid	6
4.*	Gottvertrauen. Karl Enslin	7
5.	Der Schmetterling. Stern	7
6.*	Wandersmann und Lerche. W. Hey	7
7.*	Das Tischgebet. Friedrich Güll	8
8.	Die Treue. Friedr. Ad. Krummacher	9
9.	Alles zum Guten. Herder	10
10.	Das betende Kind. Chr. Schmid	10
11.	Glaubenstreue. Thomas Scherr	11
12.*	Gott und die Eltern. Friedr. Rückert	12

b. Familienleben.

13.*	Die Schwalben. Adalb. von Chamisso	13
14.	Die goldene Dose. Chr. Schmid	13
15.	Die Glieder. Joach. Heinr. Campe	14
16.	Die sieben Kindlein. F. A. Krummacher	15
17.*	Das Lamm. Robert Reinick	16
18.	Das Beil. Schleg	17
19.	Das Rechenexempel. Joh. Peter Hebel	17
20.	Der Großvater und sein Enkel. Grimm	18
21.*	Der Milchtopf. Gleim	19
22.	Die Pfirsiche. F. A. Krummacher	20
23.	Das Tränenkrüglein. Bernstein	21
24.	Der Samstag. D. Pestalozzi	22

c. Kindergemeinschaft.

Nro		Seite
25.*	Zur Schule. Fr. Güll	25
26.*	Versuchung. R. Reinick	25
27.*	Das junge Roß. Ch. F. Weiße	26
28.	Die Tollfirsche. F. A. Krummacher	26
29.*	Die zwei Hunde. G. C. Pfefferl	27
30.*	Gaul und Peitsche. Fr. Güll	28
31.*	Dafs und Esel. Pfefferl	29
32.	Die beiden Pflugscharen. Aug. Gottl. Meißner	29
33.	Der Hund und der Wolf. Lessing	29
34.	Der Ruß. Solothurn. Lesebuch	30
35.	Der kluge Star	31
36.*	Wie soll es sein? H. Kletke	31

d. Die menschliche Gesellschaft.

37.*	Die Nachtigallen. Reiser	31
38.	Dankbarkeit. Th. Scherr	31
39.	Hilfe in der Not. Th. Scherr	32
40.*	Kein Mensch zu Haus. Fr. Rückert	33
41.	Wiedervergeltung des Guten. Th. Scherr	33
42.*	Der blinde Geiger. Joh. Staub	34
43.	Der Specht und die Taube. A. G. Meißner	36
44.*	Die Kröte und das Johannswürmchen. Pfefferl	36
45.	Der Löwe und die Maus. W. Curtmann	36
46.	Besser offene Hand als geballte Faust. A. Stöber	37
47.	Der kluge Richter. Hebel	38
48.*	Tango. Augustin Keller	39
49.	Die drei Hausräte. Bertold Auerbach	40
50.	Vaterländischer Sinn. Th. Scherr	40

e. Naturleben.

51.	Bienen im Frühling. W. Curtmann	41
52.*	Des Blümleins Wachstum. Lieth	42
53.	Der Tierquäler. W. Curtmann	43
54.*	Die Feldarbeit. Krug	43
55.*	Die Lilie auf dem Feld. Spitta	44
56.	Die Schnecke, der Esel und das Füllen. Herber	45
57.*	Einkehr. Ludwig Uhland	46
58.	Der große Hund. Andersen	46
59.*	Das gerettete Blümchen. Goethe	47
60.	Der Wolf. Chr. Schmid	48
61.*	Der Fleiß der Tiere. Seume	48
62.	Der Hirsch am Bache. A. G. Meißner	49
63.	Der Hase und der Fuchs. Bechstein	49
64.	Die dunkelblaue Wiese. Campe	50

Zweiter Abschnitt.

Übungsstoffe zur Sprachlehre.

A. Aus der Satz- und Wortlehre.

Nro	Seite	Nro	Seite
1. Satzgegenstand und Satzaussage	54	6. Die Formen des persönlichen Fürwortes	61
2. Der Ausdruck für den Satzgegenstand	56	7. Die Personalformen des Tätigkeitswortes	62
3. Der Ausdruck für die Satzaussage	57	8. Die Zeitformen	63
4. Das Geschlecht d. Dingwörter	59	9. Die erzählende Vergangenheit	64
5. Die Zahlformen des Dingwortes	60	10. Erweiterungen zum Satzgegenstand und zur Satzaussage	65

B. Aus der Rechtschreiblehre.

11. Sätze, Wörter, Silben, Laute	66	14. Großer Anfangsbuchstabe	68
12. Trennung der Silben	66	15. Ergebnisse	69
13. Kurze und lange Silben	67		

Realistische Abteilung.

Erster Abschnitt.

Heimatkunde.

1. Die Heimat	75	10. Die Bevölkerung	87
2. Das Schulhaus	75	11. Der Bauer	88
3. Das Schulgelände	77	12. Die Weinlese	89
4. Die Himmelsgegenden	78	13. Die Nacht	90
5. Grundplan des Schulgeländes	79	14. Das Talgelände	91
6. Die nächste Umgebung des Schullandes	80	15. Eine Burgruine	92
7. Darstellung der nächsten Umgebung der Schulhausliegenschaft	81	16. Auf dem Stollen	93
8. Das Dorf Aaberg	84	17. Das Schweizerland	94
9. Das Dorfgelände	85	18. Mein Heimatland	95
		19. Die Landkarte	95
		20. Betrachtung des Heimatkantons	97

Zweiter Abschnitt.

Sagen und Geschichten aus alter und neuer Zeit.

1. Des Orgetorix Plan	99	4. Hermann als Mann	101
2. Des Orgetorix Fall	100	5. Der heilige Gallus	102
3. Hermann als Knabe und Jüngling	100	6. Das Kloster St. Gallen	103
		7. Karl der Große	104

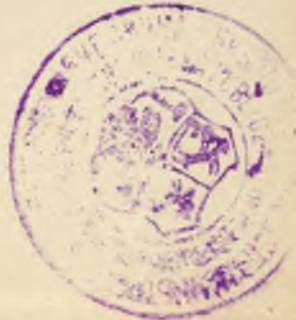
No	Seite	No	Seite
8. Berta, die Spinnerin	105	18. Nikolaus Leuenbergers Untergang	116
9. Herzog Berchtold V.	106	19. Kleinjogg als Bauer	117
10. Graf Rudolf von Habsburg	107	20. Kleinjogg als Lehrer	118
11. Wilhelm Tell	108	21. Aloys Rebing	118
12. Arnold Winkelried	109	22. Pestalozzi in Stans	120
13. Gutenberg	111	23. Escher von der Linth	121
14. Waldmann	112	24. Heinrich Dufour	122
15. Nikolaus von der Flüe	112	25. Aus neuester Zeit	123
16. Die Kappeler Milchsuppe	113		
17. Nikolaus Leuenbergers Erhebung	115		

Dritter Abschnitt.

Aus der Naturkunde.

1. Das Erwachen der Pflanzen im Frühling	125	14. Die Hauskatze	149
2. Blüte und Frucht des Apfelbaumes	126	15. Lebensweise der Katze	151
3. Der Stamm des Apfelbaumes	126	16. Der Löwe	152
4. Die Wiesensalbei	130	17. Das Rind	154
5. Die Heckenrose	132	18. Das Rind als Haustier	155
6. Der Winterreps	134	19. Der Buchfink	156
7. Die angebaute Erbse	135	20. Finkenleben	157
8. Die Tollkirsche	137	21. Der Star	159
9. Die weiße Lilie	139	22. Der Laubfrosch	160
10. Der Weizen	141	23. Leben und Entwicklung des Laubfrosches	162
11. Das Torfmoos	144	24. Der Hecht	163
12. Ergebnisse	145	25. Der große Kohlweißling	165
13. Pflanzen, Tiere, Menschen	148	26. Die Weinbergschnecke	167
		27. Ergebnisse	168

#18192



Biblioteka im. Hieronima
Łopacińskiego w Lublinie

324095

T.1

1000072799

